Gall. g.
546

Fiche

Fiche

546

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

~~Ufo. 8239.4~~

~~Uh.4 6775 3/a~~

Gall. gen. 546.

Fiche

Lebensgeschichte
Ludwig XVI.
Königs von Frankreich.

Wien.

1793.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Frankreich hatte nur zwey gute Könige auf dem Throne, die nach der Beglückung ihres Volkes strebten: Heinrich den vierten, und Ludwig den sechszehnten. Beyde wurden gemordet. Heinrich fiel durch den Meuchelbolch des Fanatismus, und Ludwig durch das Schwert der — Philosophie. — — Nein! dieß Urtheil ist ungerecht! Philosophen vergießen kein Blut; am allerwenigsten das Blut eines guten Königs. Ludwig starb durch die Hände eines unmenschlichen Complots, das einen blutdürstigen Herzog an seiner Spitze hat. Die Thatsachen sind unläugbar.

Unter dem Vorwande, Frankreich eine bessere Verfassung zu geben, die Rechte der Menschen zu schützen, und den Despotismus zu beschränken, wälzte man den Staat um, und stürzte den Thron ein, um auf seinen Trümmern das Gebäude eines weit grausamern Despotismus aufzuführen.

Man bedarf hier keiner weit gesuchten Beweise: sie liegen in der Sache selbst. Es braucht keines rednerischen Schmuckes: man darf die Lebensgeschichte dieses unglücklichen Königs nur

ungekünstelt niederschreiben, um jedes redliche Herz mit Wehmuth, und zugleich mit Abschen gegen die Urheber dieses gräuelvollen Königsmordes zu erfüllen.

Der Tod eines unschuldig verurtheilten Menschen entehret nur die Richter, die das Urtheil fällten: aber der Mord eines unschuldigen Königs brandmahlet auf ewig die Nation, die ihn begieng. Vergebens wird der redlichere Franzose diese Schandthat aus seinen Jahrbüchern vertilgt wünschen. Sie bleibt ein ewiges Denkmahl von der Verderbtheit ihrer Sitten; ein ewiger Beweis, daß Wohllust und Grausamkeit aneinander gränzen; aber zugleich ein warnendes Beyspiel für alle Nationen.

Der Taumel eines übel verstandenen Freyheitsgefühles muß bey diesem Anblicke verschwinden. Kein Volk wird sich eine Freyheit wünschen, bey der sein Leben, sein Vermögen jede Minute in Gefahr ist. — Es wird unter dem Schutze der Gesetze lieber die kleinen Uebel tragen, die oft, auch mit der besten Staatsverfassung, verbunden sind, als das Joch der Gesetze abschütteln, um frey, und unglücklich zu seyn. — —

§. II.

Ludwig XVI. ward 1754. am 24 August zu Versailles gebohren. Sein Vater war der Dauphin, der einzige Sohn Ludwigs XV. und

seine

seine Mutter, Maria Josepha eine Prinzessinn von Sachsen. Der Courier, welcher dem Könige die Nachricht von dieser Niederkunft nach Choisy überbringen sollte, brach sich unterweges den Hals, und der abergläubische Pariser hielt das für ein böses Vorzeichen. Der König legte seinem Enkel den Titel eines Herzogs von Berry bey, und übertrug seine Erziehung der Gräfinn Marsan.

Schon im 11ten Jahre verlohr Ludwig seinen Vater. Ein Jahr darauf starb auch sein älterer Bruder, der Dauphin, und nun ruhete die Hoffnung der Nation auf dem jungen Prinzen. Im Jahr 1767 raubte ihm der Tod auch seine geliebte Mutter, die sein Herz zur Frömmigkeit und Tugend gebildet hatte. Der Prinz hatte nun seine beste Stütze verloren. Er lebte an einen wohllüstigen Hofe, wo die Verführung von allen Seiten ihre Netze auswarf, und die Schmeicheley sein junges Herz frühzeitig im Schooße der Ueppigkeit einzuschläfern suchte: Und doch behielt er seine Tugend. Die Lehren seiner königlichen Mutter waren zu tief eingewurzelt. Ihnen verdankte ers, daß er ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater war, und selbst am Blutgerüste seinen grausamen Feinden als Christ vergeben konnte. — — — — —

Mit dem Aachnerfrieden schien der letzte Funke von Gehäßigkeit zwischen dem französischen und kaiserlichen Hofe erloschen zu seyn. Die große Theresia wollte die Herzen beyder

Nationen durch das schönste Band der Verwandtschaft noch enger vereinigen. Ihre geliebte Tochter **Antonia** ward bestimmt, an der Hand eines damals von den Franzosen angebetheten Prinzen das Glück dieser Nation zu machen. Diese liebenswürdige Prinzessinn traf am 16 May 1770 am Hofe **Ludwigs XV.** ein, und am nämlichen Tage geschah zu Versailles die Einsegnung des hohen Brautpaares.

Der Dauphin und seine junge Gemahlinn waren nun der Abgott der Nation. Ganz Frankreich eiferte um die Wette, diese glükliche Verbindung durch die kostbarsten Freudenfeste zu verherherrlichen. Feuerwerke, Bälle, Beleuchtungen, und Bankette wechselten ab; die Luft ward nicht leer vom wiederholten: **es lebe Ludwig! es lebe Antonia!** und die französischen Dichter wurden nicht müde, das künftige Glück Frankreichs zu besingen.

Ein unglücklicher Zufall verbitterte die ausserordentliche Freude der Nation. Durch ein sträfliches Versehen der Polizey kamen am 31 May in Paris auf dem Platze, wo das grosse Feuerwerk abgebrannt wurde, bey 300 Menschen im Gedränge ums Leben. **Antonia** schickte ihre ganze Goldbörse dem Lieutenant der Polizey. Der Dauphin folgte ihrem Beyspiele. — **Ich habe das Unglück vernommen,** (schrieb er an den Herrn v. Sartine) **welches sich auf Veranlaßung meiner Vermählung zu Paris ereignete, und bin darüber von Mitleiden**

durch-

durchdrungen. Man hat mir eben das Gold überbracht, welches mir der König monatlich für meine Vergnügungen zufließen läßt. Ich sende es Ihnen hier ganz. Ich habe nicht über mehr zu befehlen. Stehen Sie damit den Dürftigen bey. Die Pariser hörten diesen schönen Zug, und vergessen war der unglückliche Zufall; die Luft erschallte vom neuen Freudengeschreye.

Antonia besaß die Reitze einer Huldgöttinn, und so war schon ihre Schönheit allein, bey einer Nation, wie diese, Empfehlung genug: aber sie hatte auch ein mitleidiges, für fremdes Unglück schlagendes Herz, und dadurch bezauberte sie auch den gesetztern Theil der Nation.

Als sie eines Tages unweit Fontänbleau spazieren fuhr, kam ihr ein wimmerndes Geschrey entgegen. Sie sprang aus der Kutsche, eilte das Weingebirge hinauf, und fand ein Weib, das halb ohnmächtig da lag. Antonia giebt sich alle Mühe dasselbe zu sich zu bringen, und vermischte ihre Thränen mit den Thränen der Unglücklichen. Sie hört endlich, daß ein Hirsch, den die Hunde verfolgten, über die Mauer eines kleinen Gartens gesetzt, und dem Gatten dieses Weibes, der eben in der Arbeit begriffen war, mit seinem Geweihe den Bauch aufgeschlitzt habe. Nun leert sie ihre ganze Börse, und verdoppelt die Merkmahle ihrer Theilnehmung. Endlich kam auch der

Dauphin und der König herbey — Welch ein Unglück rief er. Wer wird diesem Weibe den Gatten, und ihren Kindern den Vater zurück geben! Ach, Papa, versetzte Antonia, wenn wir sie ihrem Elende entreißen, so lindern wir wenigstens ihr grausames Schicksal.

Diese Anecdote gieng bald von Mund zu Mund, und wenn die Franzosen die Gemahlinn ihres Dauphin bisher nur liebten, so verwandelte sich ihre Liebe nun in Anbethung; diese Nation hatte also Gefühl für Tugend, weil sie tugendhafte Handlungen bewundern konnte. Wie war es möglich, daß sie mit einem male zur tiefsten Stufe der Menschheit herabsank; und von ihrer Verehrung in den unbeschreiblichsten Haß übergieng? Die Nation ward verführt. Das ist alles, was sich zu ihrer Entschuldigung sagen läßt.

§. III.

Es gab immer noch einen Kreis von Menschen in Frankreich, welche die Allianz mit Oesterreich mit scheelen Augen ansahen, weil sie bisher ihr Interesse in der Disharmonie zwischen beyden Häusern fanden. Noch unerträglicher war es ihnen eine österreichische Prinzessinn als ihre künftige Beherrscherinn auf dem Throne von Frankreich zu sehen. Sie suchten also durch die niederträchtigsten Kunstgriffe der

Cabale die günstigen Eindrücke zu schwächen, welche die, mit allen Reitzen des Körpers und des Geistes geschmückte, junge Fürstinn auf den bessern Theil der Nation gemacht hatte.

An der Spitze dieser kleinen Seelen stand die **Dübarry**, die Mätresse des Königs. Der Herzog von **Aiguillon** half ihr zur Stelle einer königlichen Mätresse. Aus Dankbarkeit wollte sie ihn zum Minister machen. Die Dauphine hingegen protegirte den würdigen Herzog von Choiseul. **Ludwig XV.** war ein schwacher König. Die Mätresse siegte. **Choiseul** ward abgesetzt, und **Aiguillon** wurde Minister.

Mit dieser Rache war **Dübarry** noch nicht zufrieden. Sie wollte nun auch die liebenswürdige Dauphine um die Gewogenheit des alten Königs, und die Liebe des Volkes bringen. Ihre Herablassung hieß Leichtsinn, und ihre Umgänglichkeit wurde sträflichen Leidenschaften zugeschrieben. War sie zurückhaltend, so hieß dieß Verachtung gegen die Nation, und war sie zuvorkommend gegen gebildete und gelehrte Männer, so warf man ihr vor, daß sie diejenigen verachte, welchen diese Vorzüge fehlen. Am übelsten ward ihr die Anhänglichkeit für die Nation ausgelegt, unter der sie gebohren war, Man hielt es für den Gipfel der Undankbarkeit, und für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes.

Die Mätresse fand bald einen Anhang von Damen, welche in ihren Ton stimmten. Die

außerordentliche Schönheit der Dauphine erweckte den Neid dieser kleinen Hofseelen, und dieser Neid gieng bald in unversöhnlichen Haß über. Durch diesen Kanal kamen die ärgerlichen Anecdoten von **Antonien** in die Welt, welche ihr Ansehen beym Volke untergruben, und denen die *) **Maulaffen von Paris** so gern Glauben beymaßen.

Die Unverschämtheit dieser elenden Mätresse gieng so weit, daß sie die Dauphine nie anders als die **Rothe** hieß; und es ist doch bekannt, daß Antonia die schönsten blonden Haare von der Welt hatte. Als diese Prinzessinn Königinn wurde, und eben grosse Cour bey Hofe war, sprach sie äusserst liebreich mit den Damen, und sagte endlich zu einer Dame, welche neben der Herzoginn von **Aiguillon** stand: **Wie befinden sie sich? Haben Sie lange nichts von der Rothen gehört?** Und das war die ganze Rache, welche diese schöne Seele an ihren niederträchtigen Feinden nahm. —

Man vergebe mir diesen kleinen Seitensprung. Er war nothwendig. Im Haß gegen **Antonien** lag zugleich der Keim vom Complote gegen den unglücklichen **Ludwig**. Auf diesem

*) Die Versailler nannten die Pariser nie anders als Badauds de Paris (**Maulaffen von Paris**)

diesem Hasse führte eine Bande von Bösewichtern ihr Umwälzungssystem auf. Sie kannten den flatterhaften leicht zu lenkenden Charakter der Nation. Sie wußten, daß es hinreichend sey, die Liebe der Unterthanen zu ihren künftigen Beherrschern zu untergraben, um die Grundfesten des Thrones selbst zu erschüttern.

§. IV.

Den 10 May 1774 starb **Ludwig XV.** am Blatterngift, und nun bestieg sein Enkel als **Ludwig XVI.** den Thron. Er fand die Finanzen zerrüttet, und den Staat mit einer ungeheuern Schuldenlast beladen: und doch ergriff er die Zügel des schwankenden Staates mit dem edlen Vorsatze, der Beglücker seines Volkes zu werden.

Er entsagte freywillig, dem bey jeder Thronbesteigung herkommlichen königlichen Rechte (joyeux avénement) welches den 40ten Theil von den Einkünften der Ehren- und Dienstämter, und selbst von den Gütern betrug. Er machte eine Verordnung bekannt, worinn er sich verpflichtete, ein unveränderliches Augenmerk auf die Leitung der Finanzen zu richten, die Abzahlung der öffentlichen Schulden wieder in Gang zu bringen, und diejenigen zu entschädigen, welche durch die ungerechte Hemmung derselben gelitten hatten. Er ließ den Preis des Brodes herabsetzen; be-

schränk-

schränkte die Ausgaben seines Hofes, und entfernte nach und nach alle Personen von sich, welche durch ein gewaltsames Verfahren der Nation verhaßt waren. Der Kanzler Maupeau wurde entlassen, und der Herzog v. Aiguillon, der nun keine königliche Mätresse mehr zur Stütze hatte, legte seine Stelle selbst nieder. Der Graf Maurepas, der 23 Jahre vom Hofe entfernt war, ward zurück berufen, und bekam nun auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten Einfluß. Herr Miromenil wurd zum Siegelverwahrer, und der Graf v. Vergennes zum Minister der auswärtigen Geschäfte ernannt.

Ich wünsche Ihrer Nation Glück, (schrieb Friederich an Voltären,) daß Ludwig XVI. seine Minister so gut gewählet hat. Die Völker, sagte Jemand im Alterthume, werden nur dann glücklich seyn, wenn die Weisen Könige sind. — — Ludwig hat die besten Absichten von der Welt, und ist wohlwollend; aber vor nichts muß man sich mehr fürchten, als vor jener Pest der Höfe, die sich bemühen wird, ihn zu verderben. — — Von seiner Jugend an ist er unter den Händen der Fanatiker und Schwachköpfe gewesen; und daher muß man besorgen, er werde nicht Entschlossenheit genug haben, das mit eigenen Augen zu prüfen, was man ihn anbethen gelehrt hat. — —

Ein andrer berühmter Schriftsteller macht von Ludwig XVI. folgende Schilderung. Ein König von gemässigten Grundsätzen, von einfachen Sitten, und von vortreflichem Herzen; schwach und furchtsam, aber gerecht und gut. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte er sich als einen guten König, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag, der Gerechtigkeit liebte, und der es sich zum Geschäfte machen zu wollen schien, sein Reich glücklich zu sehen.

Dieß war das Urtheil des Auslandes über den jungen König, und diesem Urtheile stimmte auch der redlichere Theil der Franzosen bey. So oft sich der Monarch öffentlich zeigte, begleitete ihn der Freudenzuruf seines Volkes.

Das Blatterngift, das Ludwig XV. hinraffte, hatte auch seine hinterlassenen drey Töchter ergriffen. Das Volk zitterte für das Leben seines jungen Königs; denn er hatte noch nicht geblattert. Ludwig suchte sein Volk zu beruhigen. Er ließ sich, sammt seinen Brüdern und der Gräfinn von Artois die Blattern einimpfen. Dadurch ward er zum neuen Wohlthäter seiner Nation, indem er das Vorurtheil gegen das Inoculiren vertilgte, und durch sein Beyspiel alle Provinzen seines Reiches zur Nachahmung bewog. So wie er genesen war, wurden verschiedene Entwürfe zur besseren Staatswirthschaft in Ausübung gebracht. Sie hatten

frey-

freylich mehr eine gefällige Aussenseite, als eine wohlthätige Wirkung; aber das Volk freute sich, weil es wenigstens die Aufmerksamkeit auf seine Beglückung sah. —

Ein Punct schien den Franzosen zu ihrer Zufriedenheit noch zu fehlen; und dieß war die Wiederherstellung der alten Parlemente. Dieser Wunsch der Nation gieng bald in eine öffentliche Forderung über, die durch einen merkwürdigen Nebenumstand immer dringender ward.

Der König hatte das neue Palament zur Todesfeyer für den verstorbenen König nach St. Denis eingeladen. Der Herzog von Orleans weigerte sich dabey zu erscheinen, und diese Weigerung zog ihm sammt seinem Sohne, dem Herzog von Chartres eine Verweisung vom Hofe zu.

Der Herzog hatte keine andere Absicht bey seiner Weigerung, als in den Augen des Volkes für einen Freund des Vaterlandes zu gelten. Das Volk hielt beyde Herzoge wirklich für Opfer des allgemeinen Besten, und gab sein Mißvergnügen über diese Verweisung laut zu erkennen. Der junge König glaubte dem Willen des Volkes nachgeben zu müssen. Der Herzog von Orleans wurde wieder in den königlichen Rath eingeladen, und das alte Parlament (nur mit einiger Beschränkung) zurück berufen. Die Nation schwamm nun im Taumel der Freude, der Herzog von Orle-

ans

ans aber, den dieser Triumph über seinen König nur noch kühner machte, brütete in Geheim über die verrätherischen Plane, die wir in der Folge ans Licht treten sehen.

In diesen Zeitpunct fällt eine Anecdote, die den menschenfreundlichen Character Ludwigs XVI. in sein eigentliches Licht setzt. — Ein vornehmer Tapetenhändler zu Paris stand auf dem Sprunge einen Bankrott zu machen, weil er nicht Geld genug hatte, einen fälligen Wechsel zu bezahlen, da ihm doch viele Herren des Hofes beträchtliche Summen schuldig waren, die er aller Bemühung ungeachtet, von ihnen nicht erhalten konnte. Er sah kein anders Mittel, als mit seiner Brieftasche nach Versailles zu reisen, und vom Könige einen Aufschubbrief (lettre de surséance) zu erhalten, welche der König, zu Folge eines seiner Vorrechte, jedem Schuldner geben kann. Der Tapetenhändler kommt nach Versailles, dringt bis in das Vorzimmer, spricht mit dem ersten Kammerdiener des Königs, und erklärt sein Anliegen. Der Kammerdiener, der vielleicht selbst keine Schulden bezahlte, weiset ihn unhöflich ab, heißt ihn seine Schulden zahlen, und bedeutete ihm, daß der König andere Geschäfte habe, als die Klagen eines bankrotten Kaufmannes anzuhören. Der Tapetenhändler bittet, beschwört den Kammerdiener ihn zu melden; er stellt ihm die traurige Lage vor; aber umsonst.

Indessen

Indessen kommt der König durch einen Zufall aus dem Zimmer, sieht einen Mann im heftigen Gespräche mit seinem Kammerdiener, und ist neugierig zu wissen, wovon sie sprechen. Der Kammerdiener giebt den Aufschluß, und der König fodert nun dem Kaufmanne das Portefeuille ab. Er findt im Durchblättern verschiedene Schuldverschreibungen von den Grossen seines Hofes; unter andern eine von 80000 Livres, vom Cardinal Rohan. Diese nimmt er heraus, steckt sie in seine Tasche, und schreibt eigenhändig ein Billet an den Finanzminister: Dem Vorweiser sogleich 80000 Livres zu bezahlen.

Der Tapetenhändler geht dankbar weg. Am folgenden Morgen läßt der König den Cardinal kommen. **Sie sind mein Schuldner. Herr Cardinal**, sagte er lachend.

Ja, Sire, ich weiß es: ich bin Ihnen alles, was ich bin und habe, schuldig, und erkenne Ihre Wohlthaten gegen mich.

Ganz wohl, Herr Cardinal. Aber das ists nicht, was ich meyne. Sie sind mir Geld schuldig. — —

Geld? Sire, daß ich nicht wüßte. — —

Kennen Sie diese Handschrift?

Der Cardinal antwortete bestürzt: **ja, Sire, sie ist von mir.**

Gut! ich habe den Mann bezahlt, und nun sind Sie mein Schuldner. — Bis Ende der Woche will ich mein Geld haben.

Der

Der Cardinal sah sich genöthigt, in aller Eile nach Paris zu reisen, und das Geld zusammen zu borgen.

Eine Handlung wie diese, sollte die Herzen der Nation um so enger an ihren König schliessen, da sie unter den vorigen Königen gewiß eine seltne Erscheinung waren; indessen wurden doch die Bewegungen einer gewissen Parthey immer sichtbarer, die auch auf die schönsten Handlungen des Königs ein nachtheiliges Licht zu werfen suchte.

Vorzüglich dauerten die Cabalen gegen die Königinn fort. Man suchte dem König einen Widerwillen gegen seine Gemahlinn beyzubringen, und ihn zur Wahl einer Mätresse zu bereden. Er blieb seiner Gattinn treu. Der Marquis de Pesai, der eine grosse Rolle spielte, wagte es in einem Briefe an den König, etwas gegen die Königinn einfließen zu lassen. Der Monarch antwortete: **Es wird mir immer lieb seyn, wenn man mich von Dingen unterrichtet, welche das Wohl meines Dienstes, oder das Glück meiner Unterthanen betreffen. Aber von meiner Gemahlinn hat Niemand das Recht mit mir zu sprechen.**

Als sich der Hof einige Zeit zu Marly befand, gieng die Königinn in Gesellschaft einiger Hofdamen an schönen Sommerabenden, oft bis spät in die Nacht in den schönen Gärten dieses Lustschlosses spazieren. Auch dieses un-

schuldige Vergnügen war für ihre Feinde ein Stoff zur Verläumdung. Es erschien ein Broschüre, Le lever de l'aurore, welche voll der unverschämtesten Lügen war. Die Königinn grämte sich um so mehr darüber, da sie wußte, daß Personen, welche ihr hoher Rang über alle Bestrafung wegsezte, die Verfasser dieses schändlichen Pasquills waren.

Die Bälle, welche die Königinn bey Hofgab, waren ebenfalls Nahrung für die Schmähsucht. Gab sie irgend einer liebenswürdigen Person den Vorzug, so war das ein Anlaß zu den schändlichsten Vermuthungen. Worte, Gebärden, Blicke alles ward übel ausgelegt. Man erfand die ärgerlichsten Geschichten, und die allerauffallendsten Lügen wurden am begierigsten geglaubt. Selbst der Graf Maurepas war niederträchtig genug, Uneinigkeit zwischen dem König und der Königinn anzuspinnen. Er war ein Anverwandter des Herzogs von Aiguillon, und daher ein Feind der Königinn. Sobald er Minister ward, erschienen zu Paris eine Menge Broschüren und Pasquille wider die Monarchinn. Und doch waren alle Triebfedern der Schmähsucht nicht vermögend, Antonien das Herz ihres königlichen Gemahls zu entziehen.

Indessen brachten doch diese unerschöpflichen Pasquille die unschuldige Fürstinn nach und nach um die Achtung und Liebe der Nation, und der Haß gegen die Königinn warf bald den

Wie=

Wiederschein auf den König selbst zurück; und das war es eben, was die geheimen Maschinisten der künftigen Revolution eigentlich wünschten.

Wenn der Königinn ein Vorwurf zu machen wäre, so ist es dieser, daß sie sich nicht besser nach der Etiquette dieser, durch Mätressen und despotische Minister, zur Sklaverey gewöhnten Nation, schmiegte. Ihrer Unschuld bewußt, setzte sie sich über die Regeln des steifen Hofceremoniels weg, und beleidigte hierdurch, ohne es vielleicht zu wissen, alle Damen des Hofes.

Die Franzosen, (sagt ein großer Gelehrter in Göttingen,) waren einer so liebreichen, herablassenden Monarchinn nicht werth. Sie hätten eine Königinn haben müssen, welche sie mit wegwerfendem Stolze behandelte; welche sich beständig in dem Innern des Pallastes eingeschlossen gehalten hätte; welche strenge Blicke auf alle diejenigen warf, die sich ihr näherten; welche sich mit ihrem königlichen Titel, und mit dem Glanze des Thrones begnügt, und selbst dazu beygetragen hätte, dem Könige eine Mätresse zu geben; welche ihre Zeit, in Gesellschaft der alten Hofdamen, mit Geschwätze hinbrachte, und sich mit Andachtsübungen beschäftigte. — So betrugen sich die beyden vorigen Königinnen; aber die Schwester Josephs II. betrug sich

anders. Sie war zu offenherzig, um sich zu verstellen; sie dachte zu groß, um zu heucheln; sie zeigte sich immer so, wie sie wirklich war. — — — —

§. V.

Sie haben Sire, (schrieb d'Alembert an den König von Preussen) in dem Beyfalle, den Sie dem Verhalten unsers jungen Monarchen geben, vollkommen Recht; er will nichts, als was gut ist, und versäumt nichts, um seine guten Absichten zu erreichen; er trift die besten Wahlen, und hat neuerlich erst dem Herzog de la Vrilliere, der zur allgemeinen Zufriedenheit endlich einmal abgeht, einen Mann zum Nachfolger ernannt, den die ganze Nation vielleicht am meisten, und mit dem gegründetesten Rechte hochschätzt: den Hrn. v. Malherbes, der nun mit dem Herrn v. Türgot daran arbeiten wird, die von uns so lang verscheucht gewesene Ordnung und Sparsamkeit wieder einzuführen. Groß ist das Schrecken im Lager der Schelme; mit diesen beyden Männern werden sie nicht gut fahren; die ganze Nation aber ist vor Freude ausser sich, segnet den König und bittet für seine Erhaltung und Wohlfahrt. — — Kurz, Sire, die ganze Nation sagt einstimmig: nun leuchten unsre heitern

Tage,

Tage, und hofft, daß ihre Wünsche in Erfüllung gehen werden.

So schrieb und dachte der edlere Theil der Nation; aber der Parteygeist wußte schon dafür zu sorgen, daß die frommen Wünsche der Nation nicht in Erfüllung kamen.

Es entstand mit dem Jahr 1775 eine schreckliche Korntheurung. Schon unter Ludwig XIV. war der ganze Reichthum des Getreides in den Händen der Kornjuden. Die Mätresse dieses Königs, Madam Maintenon hatte ihre zarten Hände bey dieser Volksplünderung im Spiele. Man sagt, daß in der Folge selbst Ludwig XV. an diesem schändlichen Wucher Theil nahm; daß er zehn Millionen Livres aus seinem Privatschatze zu diesem Handel hergab, und daß der damalige Polizeylieutenant Herr v. Sartine ein vorzüglicher Theilnehmer an dieser canibalischen Speculation war.

Diese Kornjuden, die nach ihrem Vortheile den Preis des Getreides bald erniedrigten, und bald erhöhten, hatten schon mehr als einmal eine künstliche Brodtheurung herbey geführt, und so war auch diese ihr Werk. Man glaubt aber, daß sie dießmal noch Nebenabsichten hatten, und daß eine gewisse Partey schon jetzt die Flamme des allgemeinen Aufruhrs gern hätte auflodern sehen.

Das Volk gerieth wirklich in eine fürchterliche Gährung. Der Mangel war so groß,

daß die Bettler das Geld ausschlugen, und um Brod schrien. Die Noth riß bald das Band des Gehorsams entzwey. Eine Rotte von Bösewichtern nahm auf den Kornmärkten die Säcke mit Gewalt weg, streute das Korn in den Strassen herum, oder warf es in den Fluß. Dieser Muthwille vergrösserte das allgemeine Elend. Das war aber die Absicht des Parteygeistes; er wollte das Volk gegen den rechtschaffenen Türgot, und gegen den unschuldigen König aufbringen.

Die Regierung besorgte einen allgemeinen Aufstand. Der König sah sich gezwungen, die Truppen von den Gränzen nach der Hauptstadt zu ziehen. Zugleich ließ er ansehnliche Summen unter die Nothleidenden vertheilen, und sezte grosse Preise auf die Einfuhr des Getreides. Diese ungeheuern Ausgaben ließen im königlichen Schatze eine neue Lücke zurück. Eine reichliche Aerndte, uud die Großmuth des *) Wienerhofes, der seinen Getreidevorrath in den Niederlanden mit Frankreich theilte, machten endlich der Noth ein Ende. Franzosen! werfet einen Blick auf diese Handlung. Theresia entriß euch dem Tode des Hungers — und wie handelt ihr an ihrer Tochter? — — —

Kaum hatte sich die Theuerung etwas gelegt, so brach in den südlichen Provinzen eine Vieh=

*) Benzlers Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten. 6 B. S. 140.

Viehseuche aus, welche so heftig wüthete, daß nicht einmal genug Ochsen für den Pflug übrig blieben. Der König half diesen Provinzen aus dem königlichen Schatze auf, und entließ ihnen alle Auflagen. Ein Zusammenfluß von solchen ungünstigen Umständen mußte das Deficit freylich immer größer machen, troz aller öconomischen Entwürfe, und Türgots Geschicklichkeit im Finanzwesen.

Endlich gieng am 11 Juny 1775 die Krönungsfeyerlichkeit zu Rheims vor sich. Die Pracht und der Glanz, mit der sie vollzogen ward, trug vieles dazu bey, die Gährung in den Gemüthern des Volkes zu stillen. Der leichtsinnige Franzose sah wieder Pomp, und vergessen war Brodtheurung, und die Zerrüttung der Finanzen. Das Freudengeschrey des Volkes beym Anblicke ihres Königs gieng über alle Beschreibung. Als die Königinn kam, rief das Volk: **Das ist die Königinn! sie ists, die unter allen andern den höchsten Kopfpuz trägt.** Wieder ganz ein origineller Zug dieser Nation. Die Majestät ihrer Seele, und **Antoniens** ganz eigene Grazie gieng für die Augen dieses an Flitterwerk gewöhnten Volkes verloren. — Seine Blicke hiengen nur am hohen Kopfputze, als wenn dieser die königliche Würde bezeichnete.

Während der Krönungsfeyerlichkeit sank der alte Marschall Tonnere, der das Reichsschwert hielt, und die ganze Zeit über neben

dem Könige stand, dreymal vor Mattigkeit nieder. Gleich war ein Bonmot da. Da seht einmal das Wunder der heiligen Flasche, rief ein Spaßvogel. Dreymal hat der Donner (tonnerre) in die Kirche eingeschlagen, ohne zu zünden.

Am zweyten Tage nach der Krönung wurde die so berufene Cavalcade nach der Abtey St. Remi gehalten, die am äußersten Ende der Stadt liegt. Die Schabracken und Zügel der Pferde waren mit Diamanten besetzt. Das Pferd des Grafen von Artois hatte über dem Schweife ein Bouquet von Diamanten. Das hinter ihm hergehende Pferd des Herzogs von Chartres, ein Sohn des Herzogs von Orleans, benagte dasselbe immer, so lang der Ritt dauerte. Auch dieser Zug entgieng dem Deutungsgeiste der Franzosen nicht.

Die Versammlung der Geistlichkeit machte dem Könige bey Gelegenheit der Krönung, ein freywilliges Geschenk von 20 Millionen Livres. Diese Versammlung setzte auch ihre Sitzungen länger als gewöhnlich fort, und die Nation hoffte, von diesen Sitzungen einige günstige Nachsichten in Ansehung der Protestanten, und besonders in Rücksicht ihrer Heirathen zu erhalten; allein die Versammlung gieng nach vielen Streitigkeiten auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben.

Die Vermählung der Prinzessinn Clotilde, einer Schwester des Königs, mit dem

Prin-

Prinzen von Piemont gab zu neuem Pomp und Festen Anlaß, und der Franzose war wieder in seinem Himmel.

Allein diese Zwischenräume von Feyerlichkeiten und Ergötzlichkeiten waren nicht vermögend Ludwigs Blicke von seinem Hauptaugenmerke, der Beglückung seiner Unterthanen, abzulenken. Durch eine sehr menschenfreundliche Verordnung verwandelte er die Todesstrafe, die auf die Desertion der Soldaten gesetzt war, in eine öffentliche Arbeit. Er benützte den Zeitpunct des Friedens zur Verringerung seiner zahlreichen Heere, und erhob den verdienstvollen Grafen von St. Germain zum Posten eines Kriegssecretärs. Er beschränkte die Kosten des Hofschauspieles zu Versailles, und der kostbaren Gemsenjagd. Er zog beträchtliche Summen ein, die unter der vorigen Regierung an eine Horde von Polizeyspionen vertheilt wurden, die den Staat bald unsicherer machten, als die Schelme, die sie zu Zeiten denunzirten. Er befahl, daß die Geheimnisse der Briefe ein Heiligthum seyn sollen, und erlaubte die Eröffnung derselben nur zu Zeiten eines Krieges. Er fieng auch an, so oft er ausfuhr, eigenhändig die Bittschriften von seinen Unterthanen anzunehmen; doch wurde hierinn wieder eine Abänderung getroffen, weil sich viele, gleich Sclaven, zwischen die Räder hinwarfen, und wirklich Unglücke geschahen.

Als er sich einst im Garten zu Choisy befand, unterhielt er sich mit dem Hofgärtner Brunn, einem trocknen Engländer. Diese schönen Blumen, lieber Brunn, sagte Ludwig, haben wirklich wenig Reitze für mich. Ich liebe nur solche Gewächse, die dem Menschen zur Nahrung dienen. Das ist meine Schuld nicht, erwiederte Braun. Dem verstorbenen Könige gefielen die Blumen sehr wohl, und er war mit meinen Diensten zufrieden. Möchten doch Eure Maj. mich ebenfalls Ihrer Gnade würdigen. Der König versicherte ihn seiner Gewogenheit. Hier fiel der Gärtner dem Könige zu Füssen, und schrie mit bethräntem Auge: ach Gott! welch ein guter König! wenn er uns nur nicht verdorben wird! Der König verließ ihn lächelnd, und eilte, der Königinn diesen Ausbruch der brittischen Freymüthigkeit zu erzählen.

Ein andermal gieng Ludwig mit drey Herren vom Hofe um das Schloß Choisy spazieren. Er begegnete einem Müller mit einem Sacke voll Korn, hielt ihn an, und fragte ihn, was er trage? Korn, antwortete der Müller, der den König nicht kannte. Und was kostet es? Es wird nach Septiers gerechnet (ein Getreidmaß von 12 Scheffeln). Ich kenne dieses Maß nicht, versetzte der König, aber was kostet das Brod? Drey Sols. — — Das ist zu theuer, war Ludwigs Antwort; in kurzer Zeit müssen die

Fran=

Franzosen das Brod um billigern Preis essen.

Ein Höfling überreichte ihm ein zum Lobe des Königs geschriebenes Werk. Wenn man gutes von mir sagen wird, versetzte Ludwig, so brauch ich es eben nicht stets zu wissen. Sollte man aber böses von mir sprechen, so wünschte ich es zu erfahren, um mich bessern zu können.

Diese Handlungen und Anecdoten blieben nicht unbekannt. Sie zeugten von einem edlen Herzen, das ernstlich das Gute liebte, und doch währte das Mißvergnügen im Volke fort.

Ungeachtet der strengen Sparsamkeit des Königs, war doch, nach unpartheyischen *) Schriftstellern, die Verschwendung am französischen Hofe größer als jemals. Der Finanzminister sah sich gezwungen, die Staatseinkünfte im voraus zu erheben, und das Deficit nahm mit jedem Jahre zu. Der Parteygeist wälzte die Schuld von der Zunahm der Staatsschulden auf die Königinn; als wenn einige Bälle, welche sie während des Winters bey Hofe gab, und einige wenige Verschönerungen, die sie zu Trianon vornahm, einen Staatsbankrott verursachen konnten.

Königliche Mätressen versplitterten die Einkünfte des Reiches, den Schweiß der Untertha-

*) Girtanners historische Nachrichten 1 B. S. 164.

terthanen, und die Nation fiel vor ihnen im Staube nieder. Ihre rechtmäßige Königinn machte verhältnißmäßig einen kleinen Aufwand, und das Volk murrte. So etwas kann nur in Frankreich geschehen. — — — — — — — — — —

§. VI.

Im Jahr 1776 hob der König seine Leibwache, die so genannten Musketiers auf. Er machte dadurch eine Menge Mißvergnügte, aber der Staat ersparte ansehnliche Summen. Ludwig glaubte dieselben besser zu verwenden, wenn er verschiedene Schiffe zu astronomischen Entdeckungen ausrüsten ließ. Der Ritter Borda erhielt den Auftrag, die genaue Lage der canarischen Inseln und des grünen Vorgebirges mit Gewißheit zu bestimmen.

Der Krieg zwischen England und seinen americanischen Kolonien war schon im vergangenen Jahre ausgebrochen. Das Staatsinteresse schien es zu erfordern, daß Frankreich die Rebellen anfänglich in Geheim unterstützte, und endlich am Kriege offenbaren Thil nahm. Dieser unglückliche Krieg vermehrte die Last der Staatsschulden von 1200 auf 1500 Millionen Livres, und beförderte durch den Freyheitsschwindel, der durch La Fayette und seine Anhänger aus America nach Frankreich verpflanzt

pflanzt wurde, die vom Parteygeiste so lange gewünschte Revolution.

Das meiste trug ein Mann dazu bey, der sich in seiner Eitelkeit für den Schutzgeist Frankreichs ansah, und doch im eigentlichen Verstande der Würgengel dieser Monarchie war. Dieser Mann ist Necker.

Der Finanzminister Türgot war ein verdienstvoller Mann: er konnte aber das Vertrauen der Nation nicht gewinnen, und dankte daher ab. Ihm folgte Cluny, und Taboreau von Reaux; allein alle diese Aerzte waren nicht vermögend dem kranken Finanzwesen abzuhelfen. Endlich glaubte Maurepas den wahren Aesculap in der Person des Hrn. Neckers gefunden zu haben. Er verschaffte ihm eine Unterredung mit dem Könige; aber Ludwig urtheilte weit richtiger von diesem Manne, als sein alter Minister. Ich habe mit ihrem Protegirten gesprochen, sagte er. Wir müssen ihn brauchen, um den Credit zu erhalten. Sonst darf er sich in nichts mischen, Er ist ein ehrgeiziger, kühner, eigensinniger Mann. Aus dem zu urtheilen, was er mir sagte, scheint es, daß er sich im Stande glaube, erster Minister zu seyn, aber ich bin andrer Meynung.

Necker ward also anfänglich Aufseher über den königlichen Schatz, und endlich im folgenden Jahre Finanzminister; aber ohne Sitz und Stimme im königlichen Staatsrathe.

Eine neue Erscheinung zog die Aufmerksamkeit des Publikums auf einige Zeit von dem neuen Finanzminister ab. Kaiser Joseph erschien am französischen Hofe. Er überraschte die Königinn, die ihn als Grafen von Falkenstein dem Könige und den übrigen Personen vom königlichen Hause vorstellte. Die Uebelgesinnten wußten auch diesen Besuch zu ihren bösen Absichten zu benutzen. Sie machten das Volk auf den Contrast zwischen Josephs Popularität und dem steifen Hofceremoniel ihres Königs aufmerksam, und bey diesem Vergleiche mußte natürlicherweise Ludwig verlieren. Von der andern Seite wußten sie den größten Theil der Höflinge gegen eben diese Popularität zu stimmen.

Joseph that auch wirklich einige Schritte, welche diesen kleinen Hofseelen, die am Busen der steifen Etiquette aufgewachsen waren, äusserst empfindlich seyn mußten. Er findet einst den König, wie man ihm beym Lever eben in vollem Ceremoniel das Hemd anzog. — Der Kaiser wirft sich in einen Armsessel hin, und hält sich den Bauch von Lachen. Lieber Gott! rief er, wie wollte ich so ein Sclave meiner Diener seyn! Ich ziehe mein Hemd selbst an.

Ein andermal packte er den König in seine Miethkutsche ein, und führte ihn mit sich incognito nach Paris. Sie wandeln mehrere Stunden durch die beleuchteten Strassen die-

ser

ser, mit Menschen vollgepfropften Stadt. Die Binde fiel von **Ludwigs** Augen. Er sah zum erstenmal das mit Gold vertünchte Elend dieses ungeheuern Steinklumpens. Indessen vermißt man zu Versailles den König. Welch ein Lärm! alle Hoffüsse sind in Bewegung. Man hätte ihn ausgetrommelt, wenn nicht die Königinn, die von der Sache wußte, die Gemüther beruhigt hätte.

Der Kaiser kommt in das grosse Krankenhaus **Hotel-dieu**. Abscheu ergriff ihn bey dem Anblick der Grausamkeit, mit welcher in diesem Hause die Kranken behandelt werden: wo bis auf sechs in einem Bette übereinander gepacket sind: der Todte an der Seite des Sterbenden, und dieser an der Seite des Genesenden. Nicht, als ob es dem Spitale an Reichthum fehlte, allein das **Hotel-dieu** hat Verwalter; und mehr braucht man nicht zu sagen. Auch diesem Misbrauche hielt der freymüthige Kaiser in Gegenwart der Höflinge die Strafpredigt. Als der Kaiser die französische Academie mit seiner Gegenwart beehrte, wurde unter andern auch eine Abhandlung von den Meynungen der Alten über die Leidenschaft des Spieles vorgelesen. Joseph wendete sich an den Herrn **Türgot**, der den Vorsitz bey der Versammlung hatte, und sagte zu ihm: **Dies war ein Wort zu seiner Zeit geredet**; denn wirklich war die Spielsucht ungeachtet

achtet des guten Beyspiels des Königs, am Hofe grösser als jemals.

Joseph machte den König auf die wichtigsten Mißbräuche im Staate aufmerksam. Er beredete ihn, seine Provinzen zu bereisen, und Ludwig, der das Beste seines Landes liebte, versprach es zu thun; aber der Partheygeist wußte es zu verhindern. Die einzige Reise nach Cherburg wurde unternommen, und auch auf dieser mußte der gute König sich der lästigen Etiquette unterwerfen. Die Feinde der guten Sache wälzten die Schuld vom Drucke der Nation immer auf den König, und doch benahmen sie ihm zugleich die Mittel ihnen abzuhelfen. Anstatt den Kaiser für die guten Rathschläge, die er ihrem Könige gab, zu segnen, hießen sie ihn spottweise: (Le Gouverneur du Roi) den Hofmeister des Königs.

Im Jahr 1781. machte Joseph seiner erhabnen Schwester einen zweyten Besuch zu Versailles, und nun gelang es dem Partheygeist den Haß gegen die Königinn auch auf ihren Bruder auszudehnen. Der Kaiser hielt sich nur wenige Tage an diesem Hofe auf, und speisete öfters mit der Königinn ganz allein. Das war wieder ein himmelschreyender Eingriff in die geheiligte Etiquette. Man beredete das Volk, daß diese Reise einen nachtheiligen Plan gegen Frankreich zum Zwecke habe; daß die Königinn ihrem Bruder Geld zuschicke, und

daß

daß sie ihm das Königreich in die Hände zu spielen suche.

Es kann nichts alberners erdacht werden. Die gute Königinn, welcher zur Verschönerung ihres Trianon das Geld zu wenig wurde, sollte dem Kaiser Geld zugesteckt haben! Und doch war dieses abgeschmackte Gerücht für den dummen Pariser bald zum Glaubensartikel. Joseph wurde der Nation verhaßt, und der Name Oesterreicher ward zur Sünde.

Ich selbst mußte bey meinem Aufenthalt zu Paris, mehr als einmal die Folgen der französischen Gehäßigkeit gegen Oesterreich fühlen. Ich nahm im Horeb, wo ich wohnte, zugleich die Tafel. Man wußte, daß ich von Wien war, und da vergieng nun kein Tag, wo nicht die ärgerlichsten Anecdoten vom deutschen Kaiser aufs Tapet kamen. Bald waren die Böhmen von ihm abgefallen; bald versagten ihm die Ungarn den Gehorsam, bald die Steyrer, und endlich eine Provinz nach der andern, bis auf das Herzogthum Oesterreich.

Ich versuchte es endlich, mir durch eine Bonmot Friede zu verschaffen. Messieurs, sagte ich, ich habe noch weit traurigere Nachrichten von Wien erhalten. Auch die Oesterreicher sind von ihrem Könige abgefallen. Nun bleibt ihm nichts übrig, als nach Paris zu kommen, und seine Schwester um eine Pension zu bitten. Die Pille wirkte,

und von diesem Augenblicke an hatte ich Ruhe. — —

§. VII.

Der edler denkende Franzose wünschte dem Reiche einen Dauphin, um durch dieses Unterpfand die Nation mit ihrer Königinn auf immer auszusöhnen. Dieser Wunsch wurd am 21 Jänner 1782 erfüllt; aber noch dauerten die Pamphlets und Pasquille gegen die Königinn fort. Schwarze Bosheit hatte selbst die eheliche Treue der vortrefflichen Monarchinn verdächtig zu machen gesucht, und auch diese Verläumdung fand beym Volke Gehör. Man weiß daß dieser Prinz in der Folge an einer Krankheit starb, die kein Arzt erklären konnte, und daß ein großer Theil der Nation den Einfluß meuchelmörderischer Hände dabey vermuthete.

Ich erinnere mich einer Anecdote, welche in die Jugendjahre **Ludwigs** XVI. fällt. Der Gouverneur dieses Prinzen, und seiner Brüder erhielt, auf seine eigene Bitte, vom königlichen Staatsrathe einen Befehl, worinn ihm und seinen Mitcollegen untersagt war, in Gegenwart ihrer Eleven sich zu bedecken, sich zu setzen, und mit denselben zu essen. Bald darauf bekam er das Podagra. Er konnte nun nicht mehr stehen, aber was thut der kriechende Höfling? Er ließ sich ein Taburet in den Saal

brin-

bringen, kniete darauf, und ließ sich in dieser Stellung, so lang er mit den Prinzen sprach; von zwey Kammerdienern halten, von denen ihm zu jeder Seite einer stand. — — —

Ludwig XVI. schaffte bey dem Dauphin diese sclavische Etiquette ab. **Der Sohn des Monarchen ist ein Kind, (sagte er) er muß daher auch als ein Kind behandelt werden.** — —

Necker hatte seinen **Compte rendû** herausgegeben: aber man wirft ihm vor, daß seine Rechnung nicht richtig war, und daß er darinn die Schulden der französischen Regierung, welche sie während des siebenjährigen Krieges in Deutschland machte, mit Stillschweigen übergieng. Man verdenkt es ihm auch, daß er das Lottospiel, anstatt es abzuschaffen, zur neuen Quelle der Staatseinkünfte gemacht habe.

Indessen hielt sich Herr **Necker** in seiner Einbildung wirklich für den großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaale der Königinn, unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe des Königs.

Er war kühn genug sich gerade zu gegen den Monarchen zu erklären, daß er seinen Abschied verlangen würde, wenn man ihm nicht den Zutritt in den Staatsrath gestattete. Der König antwortete ihm: **Lieber Necker, Sie haben den Vorzug mit mir arbeiten zu dür-**

 fen;

sen; es ist Ihnen erlaubt, mit mir über alles zu sprechen, was zu der Wohlfahrt meines Volkes beytragen kann. Sie wissen auch, daß ich Sie bisher gegen alle Intriken in Schutz nahm, und daß ich Ihnen sehr oft von denselben Nachricht gab. Es macht mir Vergnügen zuweilen mein Herz gegen Sie ausgießen zu können. Dieß dürfte nicht mehr geschehen, wenn Sie Minister wären. Thun Sie mir also den Gefallen, und machen Sie keine weitern Ansprüche auf diesen Titel, welcher die Achtung die ich für Sie hege, nicht vermehren könnte.

So huldreich, so weise sprach dieser Monarch mit dem Director seiner Finanzen. Aber der Ehrgeiß dieses Mannes ward dadurch nicht befriedigt. Er verlangte seinen Abschied, in der festen Hoffnung, der König würde seine Abdankung nicht annehmen; aber der beleidigte Monarch ertheilte ihm denselben, und befahl ihm, zu Herrn Neckers nicht geringer Bestürzung, sich bis auf weitern Befehl, nach seinem Landhause St. Ouen zu begeben.

Diese Entlassung erregte indessen grosses Murren im Volke, und die Feinde des königlichen Hauses ermangelten nicht, Oel ins Feuer zu gießen. Jolis de Fleury kam an Neckers Stelle. Dieser suchte durch neue Auflagen der Staatskasse die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Zuflüsse zu verschaffen; er stellte die 48 Generaleinnehmer wieder her, die Necker

abgeschafft hatte, und ließ sich 30 Millonen für ihre Stellen bezahlen; er eröffnete ungeheure Darlehen; aber er verstand, wie Necker, die politische Alchymisterey nicht, durch persönlichen Credit dem Staate Credit zu verschaffen. Die gehofften Summen giengen nicht ein, und der Unwille des Volkes stieg immer höher.

Die Minister klagten, daß der Kriegssecretär Herr v. Sartine alle Hülfsquellen des Reiches in einen einzigen Kanal leite, und doch mußte der Krieg gegen England, der nun einmal unglücklicher Weise unternommen war, mit dem äußersten Nachdrucke geführt werden. Der König brachte seinen Ministern das Opfer, und Herr v. Sartine, der Frankreichs Seemacht zum höchsten Gipfel gebracht hatte, ward abgesetzt. Auch den Klagen des Volkes zeigte er sich geneigt, indem er den Herrn Dormesson zum Finanzminister machte. Das war ein redlicher, kluger Mann. Er fand aber das Staatsübel unheilbar, und legte noch im selben Jahre seine Stelle selbst nieder, die nun dem Herrn Calonne übertragen wurde, der recht dazu bestimmt schien, die verwirrten Finanzen noch mehr zu zerrütten.

Allein ungeachtet dieser Veränderung im Ministerium, blieb Ludwigs edle Gesinnung immer dieselbe, und bey allen Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, war sein Geist unaufhörlich mit der Beglückung seines Volkes be-

schäftigt. Er schaffte die unmenschliche Gewohnheit ab, die Untersuchung der Verbrechen mit der Folter anzufangen; er verminderte seinen Aufwand, und opferte die Pracht dem Wohl seiner Unterthanen auf, indem er über vierhundert seiner Hofbedienten abdankte.

Ein Besuch, den der Großfürst mit seiner Gemahlinn am französischen Hofe machte, lenkte die Blicke der Franzosen einen Augenblick von dem Drucke des Krieges ab. — Auch in diesem Besuche wollte der Partheygeist geheime Plane finden, welche in die großen Entwürfe des deutschen Kaisers einstimmten, und der Pariser war nun einmal gewohnt, alle möglichen Ungereimtheiten zu glauben. — —

§. VIII.

Der amerikanische Krieg war endlich mit dem Jahr 1783 zu Ende gegangen. Ludwig hatte den Ruhm, den brittischen Stolz gedemüthiget zu haben; Amerika ward frey; aber Frankreich hatte, indem es England eine Grube bereitete, sich selbst seinen Untergang gegraben. Die Staatscasse ward vollends erschöpft, und mit der Epoche der amerikanischen Freyheit fieng zugleich die Unglücksepoche des guten Königs an.

Die Caisse d' escompte machte um eben diese Zeit einen plötzlichen Bankrott; aber noch fand der König Mittel, den Credit dieser Gesell-

sellschaft wieder herzustellen. Er hätte gern nach dem Frieden seinen Kriegsstand vermindert; aber die Unruhen, die zwischen Oesterreich und Holland ausbrachen, nöthigten ihn, sich auf dem vorigen Kriegsfusse zu erhalten.

Der König zeigte bey dieser Gelegenheit, daß seine Freundschaft für den Kaiser, ihn das Interesse der Krone nicht vergessen ließ. Er erklärte sich für Holland, und erboth sich zugleich zum Friedensstifter. Joseph nahm die Vermittelung des Königs an, die Holländer zahlten 9¼ Millionen Gulden, räumten dem Kaiser einige Handlungsvortheile ein, und die Fehde hatte ein Ende.

Calonne blieb bis 1786 Finanzminister. Seine Freunde behaupteten, daß er sein Handwerk ganz vortreflich verstanden habe; aber es fand sich ein Deficit von 93 Millionen. Der Minister schob die Schuld auf Herrn Necker, der ihm ein Deficit von 80 Millionen soll hinterlassen haben. Necker schrieb wider die vorgelegten Rechnungen des Ministers, und bekam dafür den Befehl, Paris zu verlassen, und wenigstens 20 Meilen entfent von dieser Stadt zu leben.

Das Volk murrte, der Freyheitsschwindel sprühete hier und da aus der Asche hervor, und die Hartnäckigkeit, mit welcher sich die Parlamente den Verfügungen des Königs widersetzten, schien dieses Feuer noch mehr anzufachen. Diese Parlamente suchten ihr An-

 sehen

sehen auf Kosten des königlichen Thrones zu erheben, und es ahndete ihnen nicht, daß sie sich selbst ihr Grab gruben. Diese vorgeblichen Vertheidiger des Volkes, (schrieb d' Argens an den großen Friederich) wurden durch ihren Uebermuth dem Volke selbst unerträglich. Nie hab ich mehr eingesehen, wie nöthig es ist, daß ein König unumschränkter Herr sey, als seitdem ich in Frankreich bin. Alle Mittelstände zwischen dem Volke und dem Könige sind kleine Tyrannen, die eben so wenig ihre Pflicht gegen ihren Oberherrn als ihre Mitbürger erfüllen. Diese Schilderung machte d' Argens schon 1766 von den französischen Parlamenten. —

Die Mittel, Geld aufzutreiben, waren erschöpft, und Calonne wußte sich nicht anders aus der Klemme zu ziehen, als, daß er dem Könige verschlug, einen Reichsausschuß, die sogenannte Versammlung der Notabeln berufen zu lassen. Der König, der nur immer das Gute wollte, folgte dem Rathe seines Ministers. Die Notabeln, die außer den Prinzen von Geblüte, aus 140 angesehenen Männern bestanden, versammelten sich am 22. Februar 1787 zu Versailles. Der Finanzminister hoffte, daß sie alle seine Plane ohne Untersuchung genehmigen würden. Das Volk mußte es ebenfalls geglaubt haben; denn man verkaufte am Pontneuf zu Paris kleine Männchen,

chen, deren Kopf, wenn man sie bewegte, wiederholten Beyfall nickten, und diese Figürchen hieß man Notabeln.

Allein Calonne und das Volk irrten sich. Die Notabeln verwarfen standhaft alle Plane des Ministers. Dieser erhielt vom Könige seinen Abschied, und flüchtete sich nach England, um einer strengern Untersuchung und der Wuth des aufgebrachten Volkes zu entgehen.

Die Notabeln arbeiteten nun an der Wiederherstellung der Finanzen; aber diese herkulische Arbeit war über ihre Kräfte. Der König entließ sie am 7 May 1787, und das Deficit blieb nun jährlich 140 Millionen Livres.

Die Herren **Brienne** und **Lamoignon** nahmen nun das kranke Finanzwesen in die Cur; aber sie waren nicht glücklicher, als ihre Vorfahren. Die Unordnung stieg aufs höchste. **Brienne** wollte die Land- und Stempeltaxe einführen. Das Parlament widersetzte sich, das Volk murrte. Der König hob durch einen Machtspruch das Parlament auf. Dieser Schritt brachte das Volk noch mehr in Harnisch.

Der Herzog v. **Orleans** spielte nun zum erstenmale eine Rolle aus dem Trauerspiele, das der Partheygeist unter der Hand bearbeitete. Er stellte dem Könige in einer Schrift die Lage des Reiches vor, und drang auf die Zu-

rücknahme der mit Gewalt ausgeschriebenen Auflagen, ohne aber ein besseres Mittel zur Verbesserung der Finanzen vorzuschlagen.

Die Gährung verbreitete sich durch alle Provinzen. Die Parlamente empörten sich öffentlich wider die Befehle des Königs. Die Sache der Parlamente ward zur Sache der Nation, und Ludwig sah sich genöthigt nachzugeben. Das Parlament kam nach Paris zurück. Der König erschien bey der Sitzung, und wollte das vorgeschlagene Ansehen, als dem Parlament bewilligt, in die Bücher eingetragen wissen. Der Herzog von Orleans protestirte, und der mit Recht aufgebrachte König verwies ihn nach seinem Landhause 6 Stunden von Paris.

Allein das neue Anlehen hatte schlechten Fortgang. Niemand wollte sein Geld einem zerrütteten Staate anvertrauen. Die Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem Parlamente währten fort. Seine Nachgiebigkeit hatte die Glieder desselben kühn gemacht.

Aber nun that Ludwig XVI. einen Schritt, der zwar seinem Muthe Ehre macht, aber für sein königliches Ansehen die traurigsten Folgen hatte. Er schaffte alle Parlamente ab, und führte dafür eine **Cour pleniere** ein. Nun gerieth ganz Frankreich in Gährung, und der Geist der Freyheit, der bis dahin nur im Dunkeln fortgeschliechen war, brach nun öffentlich von allen Seiten hervor. Das Militair, wel-

ches

ches die Ruhe herstellen sollte, versagte den Gehorsam; die Unterthanen zahlten in mehrern Provinzen keine Abgaben mehr; die Staatspapiere waren ohne Credit; und ein schrecklicher von Hagel begleiteter Sturm verheerte noch über dieß die fruchtbarsten Provinzen des Reiches. Der König hätte gern den Unglücklichen ihr Elend erleichtert; aber er hatte selbst kein Geld. Die Gährung ward immer fürchterlicher, und die Regierung sah kein anders Mittel vor sich, die Gemüther zu besänftigen, als der Nation feyerlich die Versicherung zu geben, daß sie mit dem 1. May 1789 die Reichsstände versammeln wolle.

Dieses Edict schien die Nation mit angenehmen Hoffnungen zu erfüllen; allein eine Art von förmlichem Bankrott, welchen der Principalminister im Namen des Königs unterm 20 August dem Volke bekannt machte, war ein neuer Donnerschlag für dasselbe. Alle Zahlungen aus den königlichen Cassen wurden theils beschränkt, theils auf ein Jahr ganz verschoben. Die Bestürzung der Nation war allgemein.

Einige Großen des Hofes riethen dem Könige, Hrn. Necker wieder zurück zu berufen. Die Königinn bath diesen stolzen Mann eigenhändig, daß er wieder zurück kehren möge. Necker nahm das Anerbiethen nur unter der Bedingung an, daß er unmittelbar unter dem Könige stehe, und nebst dem Titel eines Ober-

aufse-

aufsehers der Finanzen auch Siz und Stimme im königlichen Staatsrathe erhalte. **Ludwig**, der sich am Abgrunde sah, bewilligte alles. —

§. IX.

Necker war nun wieder Finanzminister. Das Volk war im Taumel der Freude, und gaukelte sich in süssen Hoffnungen. Paris ward beleuchtet, man brannte Feuerwerke ab, und die königlichen Papiere hatten wieder vollen Credit. Necker ließ das Edict vom erklärten Bankrott aufheben, machte aber im Grunde selbst einen, weil er alle im Oct. 1788 verfallene Zahlungen auf ein ganzes Jahr weiter hinaus schob; das Parlament wurde wieder eingesezt, und auf Hrn. **Neckers** Anrathen wurde endlich troz alles Gegenstrebens der Parlamente die zwölfhundertköpfige Versammlung der Reichsstände berufen.

Das war das Signal zur allgemeinen Staatsumwälzung. Adel, Bürger und Geistlichkeit stritten um ihre Rechte, und weil diese natürlicherweise in Collision kamen, so entstand schon eine Verbitterung unter ihnen, bevor sie noch zusammen traten.

Ehrgeizige Köpfe wußten sich den Provinzen als Deputirte aufzudringen. Unter diese gehörte vorzüglich **Mirabeau**, ein intrikanter Mann, dessen sich, wie wir sehen werden, der herrschsüchtige **Orleans** zu seinen Planen bediente;

diente; oder der vielmehr den Herzog am Gängelbande führte.

Die Vorschrift, welche die Deputirten von ihren Wahlherren erhielten, faßte unter andern auch folgende Puncte in sich:

Die französische Staatsverfassung ist monarchisch, und soll auch ferner monarchisch bleiben.

Die Person des Königs ist geheiligt und unverletzbar.

Dem Könige allein, als dem obersten Verwalter des Reiches, gehört die ausübende Gewalt.

Kein Papiergeld von irgend einer Art soll in Frankreich vorhanden seyn.

Die ganze Landmacht sowohl als die Seemacht soll unter dem Befehle des Königs stehen.

Welcher Abstand zwischen dieser Vorschrift, und dem, was die Deputirten thaten!

Am 5ten May 1789 versammelten sich die zusammenberufenen Reichsstände das erstemal zu Versailles. Das war ein Festtag für Paris; denn die Versammlung erschien in feyerlichem Pomp: die Cardinäle in ihrem Purpur, die Bischöfe in Violett, der Adel in spanischem Mantelkleide, mit weißen Federbüschen auf den Hüten. Der Bürgerstand war schwarz gekleidet, und gieng in fliegenden Haaren. —

Der König hielt im Versammlungssaal eine rührende Rede an sie: Allgemeine Unru-

he, heißt es darinn unter andern, und übertriebene Neuerungssucht haben sich aller Gemüther bemächtigt, und diese Stimmung würde sich in einer gänzlichen Verwirrung endigen, wenn man nicht eilte durch Vereinigung weiser und gesetzmäßiger Rathschläge, dem Unheile zu steuern. In dieser Zuversicht meine Herren! habe ich Sie versammelt. — — Ich will Ihnen die Lage der Finanzen auf das genaueste vorlegen lassen, und wenn Sie dieselbe untersucht haben, so erwarte ich schon im voraus, daß Sie mir die kräftigsten Mittel angeben werden, um eine festgesetzte Ordnung darein zu bringen, um den öffentlchen Credit zu befestigen. — — Möge eine glückliche Eintracht in dieser Versammlung herrschen; möge der gegenwärtige Zeitpunct für das Glück und den Wohlstand Frankreichs immer unvergeßlich bleiben. Dieß ist der Wunsch meines Herzens, und mein eifriges Verlangen; dieß ist die Belohnung, welche ich für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, und für die Liebe zu meinem Volke erwarte. — — Auch Herr Necker hielt eine Rede, aus der aber die Schwäche der Regierung und des Finanzministers überall hervorblickte. Er versprach zu viel; aber eben deßwegen traute man ihm nicht.

Zwey Monate waren in blossen Streitigkeiten vergangen. Der Bürgerstand suchte seine

ne Vorrechte auszudehnen: der Adel wollte sich im Besitze der Seinigen erhalten, und die Geistlichkeit wartete nur, sich auf die überwindende Partey zu schlagen. Am 17 Juny 1789 gab sich der Bürgerstand den Namen Nationalversammlung. Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit vereinigte sich mit ihr, und so stellte diese Versammlung die Nation vor.

Der König fühlte sein Ansehen in Gefahr. Er erschien im Versammlungsaale, und befahl den Gliedern sich zu trennen, und in den jedem Stande besonders angewiesenen Säälen ihre Sitzungen zu halten. Der Adel und die Geistlichkeit gehorchten dem Befehle des Königs. Aber die sogenannte **Nationalversammlung** blieb. Der Ceremonienmeister wiederholte ihr den königlichen Befehl: allein **Mirabeau** erklärte ihm, daß sie ihren Platz nicht anders als durch die Macht der Bajonette verlassen würden. — Alle Uebrigen riefen einstimmig: **Das sind die Gesinnungen der Versammlung.** — Und so war die Revolution geschehen, und die Macht des Königs war vernichtet. — —

Der Herzog von **Orleans** legte die Maske ab, indem er am 25 Junius mit 47 Mitgliedern des Adels zur Nationalversammlung übertrat. Die meisten von ihnen waren dem Könige ihr ganzes Glück schuldig; allein die leichtsinnigen Pariser entschuldigten diese gräßliche Undankbarkeit durch ein Bonmot. **Diese**

Herren sagten sie wollten die Entstehung ihres Glückes dem Könige und die Erhaltung desselben dem Bürgerstande zu verdanken haben. Bald darauf vereinigte sich auch der Erzbischof von Paris, und noch einige andere geistliche Oberhirten mit der Nationalversammlung.

Orleans hatte den sträflichen Plan, sich mit Gewalt des Thrones zu bemeistern. Mirabeau war sein Werkzeug, und die Mitverschwornen waren der Herzog von Biron, der Vicomte de Noailles, la Clos, la Touche, der Marquis de Sillery und die berüchtigte Madame de Genlis die Mätresse des Orleans.

Die Königinn erwies einst dem Herzog die Ehre, in seinem Hause mit ihm zu speisen. Er vergaß so weit die der Monarchinn schuldige Ehrfurcht, daß er seiner Mätresse den Platz neben der Königinn anwies. Voll vom Gefühle eines edlen Stolzes bath die Königinn den Herzog, daß er diese Dame von ihrer Seite entferne. Genlis verlies die Tafel, schwor aber der erhabenen Monarchinn zugleich eine bittere Rache. Sie war es auch wirklich, die in dem furchtsamen Herzoge den Ehrgeitz und die Hoffnung zum Throne anzufachen suchte. Sie zeigte ihm, daß er der Abgott des Volkes werden könnte, wenn er Geld unter dasselbe vertheilte, und die Unruhen im Reiche unterhielt. Nach einem langen Streite mit seinem Geldgeitze und seiner Furchtsamkeit wil-

ligte

ligte Orleans in den Vorschlag seiner Mätresse; und so kam der erste Gedanke von einer Verschwörung gegen den Thron von einem Weibe her.

Die Partey des Orleans predigte nun laut den Aufruhr. Man theilte eine Menge kleiner eiserner Plättchen aus, worauf das Wappen des Herzogs mit den Worten: **es lebe Orleans!** enthalten war; man vertheilte Geld, und der Advokat Perin machte in einer öffentlichen Rede, die er im **Palais royal** hielt, den Vorschlag, den Herzog von Orleans zum Statthalter von Frankreich zu erklären.

Indessen der Geist der Verschwörung mit lauten Schritten einhertrat, bemühte sich der gutgesinnte König die Einigkeit unter den drey Ständen herzustellen. Er glaubte es nicht besser bewirken zu können, als wenn er den Adel und die Geistlichkeit bewog, sich freywillig mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Der Herzog von **Luxemburg** machte seinem Monarchen die weisesten Gegenvorstellungen. — Er zeigte dem Könige, daß, sobald die Reichsstände versammelt sind, alle Gewalt in ihren Händen ist, und daß in ihrer Gegenwart selbst das königliche Ansehen verstummen müsse. — Allein Ludwig antwortete: **Ich habe alles überlegt. Ich bin entschlossen, alles aufzuopfern, und ich will nicht, daß ein einziger Mensch in Vertheidigung meiner Vorrechte umkomme.** Der

Adel und die Geistlichkeit begaben sich also nach dem Saale, und vereinigten sich mit der Nationalversammlung. Das Volk drängte sich nach dem königlichen Schlosse: und als beyde Majestäten auf dem Balkon erschienen, ertönte die Luft von dem: Hoch lebe der König! hoch lebe die Königinn! aber der klügere Franzose seufzte im Stillen über die zu große Nachgiebigkeit seines Königs.

Die traurige Umschmelzung der versammelten Reichsstände in eine Nationalversammlung war also vor sich gegangen, und die 1200 Deputirten, die nur nach der Vorschrift ihrer Wahlherren handeln sollten, hatten sich eigenmächtig zu unumschränkten Gesetzgebern des Reiches aufgeworfen. —

§. X.

Der Pöbel, der sich nun frey glaubte, fieng an, eine Menge Gewaltthätigkeiten zu verüben. Die Regierung sah sich gezwungen, um Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Truppen um Paris her zu versammeln. Nun schrien die Aufwiegler des Volks, daß der König eine Gegenrevolution im Schilde führe. Alles gerieth in Furcht und Gährung. Ein Schwall von neuen Pasquillen gab dem Hasse gegen den König und die Königinn einen frischen Schwung. Der Pöbel war zum Aufruhr gestimmt,

stimmt, und bald hatte das orleanische Geld auch einen Theil des Militärs verführt.

In einem Tone, der an Befehl gränzte, bath die Nationalversammlung den König, die Truppen von Paris wieder zu entfernen. Der König ließ ihr versichern, daß diese Truppen nur die Erhaltung der Ruhe und Ausübung der Gesetze zum Zwecke hätten. Die Versammlung schien beruhigt; nur **Mirabeau**, den sein Gewissen drückte, war kühn genug, auf der Entfernung der Truppen zu beharren.

Necker bekam plötzlich Befehl das Königreich zu verlassen. Der König hielt einen Staatsbankrott für unvermeidlich, und er glaubte ihn auch ohne Finanzminister machen zu können. Zugleich wurden die Minister **Montmorin, de la Luzerne** und **St. Priest** abgesetzt. Es mag vielleicht möglich seyn, daß die Regierung einen gewaltsamen Schritt im Schilde führte; aber wer konnte es dem Monarchen verdenken, wenn er wieder seine Rechte zu erobern suchte, die ihm eine Bande von Bösewichtern aus den Händen gespielt hatte?

Indessen bleibt **Neckers** Entlassung in einem so kritischen Zeitpuncte immer ein unverzeihlicher Fehler der Regierung; denn nun hatten die Feinde des Königs einen Vorwand, ihren sträflichen Plan auszuführen, und denselben noch überdieß den Anstrich von rechtmäßigem Widerstande zu geben. — Das Mißvergnügen des Volkes ward allgemein, und der

Geist des Aufruhrs loderte in hellen Flammen auf.

Der Pöbel versammelte sich im **Palais royal** (wohl gemerkt, dieser Pallast gehört dem Herzog von Orleans) und zog dann in großen Haufen durch die Stadt. Er trug die Büste Neckers und dieses Herzogs im Triumphe durch alle Strassen, und schrie unaufhörlich: **hoch lebe unser König von Orleans, und Necker sein Minister.**

Der Prinz v. **Lambesc** suchte den Pöbel zu zerstreuen; da er aber vom menschenfreundlichen Könige den Befehl hatte, kein Bürgerblut zu vergießen, so ließ er nur einige Pistolenschüsse in die Luft thun, und zog sich mit seinen Dragonern wieder zurück. Durch diese Nachgiebigkeit ward der Pöbel nur noch übermüthiger. Der Herzog von Orleans kam eben von einer Spazierfahrt nach Hause. Das Volk umringte seine Kutsche, und schrie wider die Regierung um Hülfe. Anstatt die Gemüther zu besänftigen, antwortete der Verräther seines Königs: **Es giebt nur ein Mittel, meine Kinder, bewaffnet euch.** Dieß war das Signal zur Bewaffnung der Bürger. Der Pöbel drängte sich zum Rathhause und schrie um Waffen. Am 13. Julius war ganz Paris in Aufruhr, und die Anarchie zeigte sich in ihrer ganzen scheußlichen Gestalt. Die Soldaten waren haufenweise sammt ihren Gewehren übergetreten. Der Pöbel steckte die Mauthäuser

in Brand, und mißhandelte die Einnehmer. Paris befand sich plötzlich ohne bestimmte Regierungsform, ohne König, ohne Polizey, ohne Schauspiel und ohne Gottesdienst.

Der 14. Julius war endlich der Tag, der Frankreichs Schicksal entschied. Der Herzog von Orleans ließ 600 Spieße unter den Pöbel vertheilen, und seine eigenen Diener führten in ihrer rothen mit Silber verbrämten Liverey den Haufen an. Ein Theil des Volkes war mit Gewalt in das Invalidenhaus eingedrungen, und hatte sich 30,000 Flinten bemächtigt, und die dortigen Kanonen mit sich fortgeschleppt. Die Stürmung der Bastille war nun die erste That, die das Volk in seiner Wuth ausübte. Man weis die Gräuel, welche diese Eroberung begleiteten. Man trug die vom Blute triefenden Köpfe, und die abgehackten Hände auf orleanischen Piken herum, und das sonst hasenartige Herz des Parisers fieng nun an, an diesen Mordscenen Vergnügen zu finden.

Die auf dem Märzfelde versammelte Armee hatte sich in der folgenden Nacht mit Hinterlassung ihres Lagers eilfertig nach Paris zurück gezogen. Die Pariser plünderten nun das Lager von den Truppen ihres Königs, und legten sich für diese Handlung der Tapferkeit, den Namen Pariserhelden bey.

Man sagt, daß man dem Könige die eben in Paris vorgegangenen Auftritte geheim hielt.

Endlich soll er sie vom Herzoge v. Liancourt erfahren haben. Die herrschende Partey in der Nationalversammlung drang neuerdings auf die Entfernung der Truppen. Die Gesandtschaft wollte eben dem Könige die Addresse übergeben, als besagter Herzog der Versammlung die Ankunft des Königs ankündigte. Der König erschien in der Versammlung ohne Gefolge, und nur von seinen beyden Brüdern begleitet, und erklärte, daß er den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Versailles und Paris zu entfernen. **Ludwig** ward vergöttert; das geschah aber immer, so oft er ein Vorrecht seines königlichen Ansehens vergab. Das Freudengeschrey war ein Sirenengesang, der ihn seinem Untergange näher lockte. Durch die Entfernung seiner Krieger war nun die letzte Stütze seines Thrones dahin, und der gute König sah sich der Willkühr seiner geschwornen Feinde überlassen.

Die Nationalversammlung bath den König die neu gewählten Minister zu entfernen, und Herrn Necker zurück zu berufen. Der König fand sich in der traurigen Lage, diese Bitten für Befehle zu erkennen, und Necker bekam den Zurückruf. Er that aber noch einen andern Schritt, der von seiner Liebe zur Ruhe zeugte. Er wagte sich mitten in einem Zeitpunkte von Gährung und Aufruhr in die Versammlung der Wahlherren nach Paris.

Dieser Beweis eines unbegränzten Vertrauens zu seinem Volke hätte die Herzen einer jeden andern Nation auf immer an ihren König gefesselt; aber alles Gefühl von bürgerlicher Tugend schien im Pariser erstickt. Den ganzen Zug nach der Hauptstadt hin, hörte man nur immer den Ausruf: es lebe die Nation. Als der König zu Paris ankam, war der Maire Herr Bailly unverschämt genug, dem König das Compliment zu machen: daß Heinrich IV. sein Volk; dießmal aber das Volk seinen König erobert habe. Als der König sich vom Rathhause dem Volke zeigte, brach dasselbe in ein wüthendes Jauchzen aus, das aber mehr dem Siegesgeschrey über das niedergestürzte königliche Ansehen, als dem Freudenrufe gerührter Unterthanen glich.

Indessen der gute Ludwig zu Paris war, zitterte seine Gemahlinn für sein Leben. Es war auch wirklich in Gefahr; denn während der Wagen des Königs langsam über den Platz Ludwigs XV. fuhr, kamen drey bis vier Flintenschüsse aus der Entfernung, durch welche unter den Zuschauern eine Frau getödtet wurde. Der Blutdurst und die Herrschsucht des Orleans ward immer offenbarer.

Wenige Tage nach der Anwesenheit des Königs hatte das Volk die Herren Foulon und Berthier den Händen der Gerechtigkeit entrissen, und auf das grausamste gemordet. Den edlern Mitgliedern der Nationalversammlung

schauderte vor dieser Schandthat: aber Mirabeau hielt diesem Morde eine Lobrede.

Nun war Necker wieder in Paris zurück. Er wurde als der Schutzgeist Frankreichs aufgenommen. Er bath um die Loslassung des Generals Besenval seines Landsmannes, den das Volk gefangen hielt. Besenval wurde entlassen; aber gleich bereute es das unbeständige Volk, daß es sich durch Necker dieses Opfer seiner Rache entziehen ließ. Man verargte es dem Finanzminister, daß er für Besenval gesprochen habe; der kurz vorher angebethete Necker ward vom Volksaltare herabgestürzt, und Paris war mehr als je in Gährung. Der herrschende Parteygeist wußte den Aufruhr auch in die entferntesten Provinzen zu verbreiten. Die Stürmung der Bastille war das Losungszeichen zur Stürmung der Schlösser und Edelsitze. Die Menschheit schämt sich, die Gräuelthaten zu erzählen, welche die Franzosen in ihrem Freyheitstaumel ausübten.

Am 7 August ließ der König der Nationalversammlung eine Schilderung von den schrecklichen Unruhen des Reiches vorlegen. Herr Necker beschrieb zu gleicher Zeit den elenden Zustand der Finanzen, und verlangte, daß die Versammlung in ein Anlehen von 30 Millionen Livres willige. Nach langen Debatten schrieben die Gesetzgeber des Reiches das Anlehen, gegen 4½ von Hundert aus. Die Nation bewunderte das Zutrauen, welches die

Versammlung in ihre Großmuth setzte; aber Niemand gab sein Geld her. Um diese Zeit entstand abermal eine künstliche Hungersnoth, die in den folgenden Tagen noch mehr zunahm. Necker setzte seine Klaglieder über den elenden Zustand der Finanzen fort. Der König und die Königinn schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; aber so schön dieser Zug ist, so war es nur ein Tropfen ins Meer der Bedürfnisse.

§. XI.

Nun war der Zeitpunct gekommen, wo Orleans und Mirabeau den abscheulichsten ihrer Plane reif zur Ausführung hielten. Es war auf nichts geringers angesehen, als den König, sammt der königlichen Familie zu ermorden, und den verrätherischen Orleans unter dem Titel **Ludwigs XVII.**, und eines **Wiederherstellers der Freyheit**, auf den französischen Thron zu erheben. Man hatte einige hundert Meuchelmörder gedungen, und der 5. October ward zur Vollführung dieser herzoglichen Schandthat bestimmt.

Die künstliche Hungersnoth diente dazu, das Volk in Harnisch zu jagen. Man sprengte aus, daß der König Mehl genug habe, und daß er Paris vorsetzlich auszuhungern suche. Dazu kam noch der Umstand, daß der König die ihm von der Versammlung vorgelegten Ar-

tikel der neuen Constitution nicht unbedingt genehmigte. Dieß alles benutzte man, den Haß und die Wuth des Volkes auf das höchste zu spannen.

Am 5. October zog eine Horde von Fischweibern, Freudenmädchen, und Häckerweibern nach **Versailles**. Ein Haufen mit Spießen und Mordgewehren bewaffneter Männer mischte sich unter sie, und viele von den gedungenen Mördern waren als Weiber gekleidet. Unter den entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Königinn und ihren Gemahl trafen sie Abends zu **Versailles** ein. Sie mißhandelten die **Gardes du Corps**, wo ihnen einer in den Weg kam. Sie drangen in den Saal der Nationalversammlung, und droheten mehrern Mitgliedern, die nicht vom Complote waren, mit dem Laternenpfahl, und den Präsidenten wollten sie, wenn er ihnen keine günstige Antwort geben würde, an den Kronleuchter hängen.

Man bemerkte mehrere Mitglieder der Nationalversammlung, die sich unter diese meuchelmörderische Weiberhorde mischten, und sie zum Königsmorde aufwiegelten. Der Herzog von **Orleans** theilte Geld unter das Volk aus, und hetzte es zum Morden an. **Mirabeau** und **Barnave** waren vorzüglich geschäftig. **Freyheit! Freyheit! meine Kinder**, riefen sie **wir unterstützen euch**.

Und so riefen diese Unmenschen zu einer Zeit, wo der gütige Monarch mit Thränen in den Augen, Befehl gab, alles in Versailles vorräthige Brod auf seine Kosten aufzukaufen, und unter diese hungrigen Weiber zu vertheilen.

Die Gardes du Korps hätten gern in den verrätherischen Haufen geschlagen, aber sie hatten vom Könige den ausdrücklichen Befehl, kein Blut zu vergießen. Diese zu große Menschlichkeit stürzte den König in einen Abgrund, aus dem er sich nie wieder retten konnte. Es befanden sich genug Truppen zu Versailles, um eine Rotte von Meuchelmördern zu zerstreuen; aber Ludwig überließ sich der Güte seines Herzens, wo er die Stimme der Politik hätte hören sollen.

Die Nationalversammlung benutzte die Verlegenheit des Königs, und drang ihm die unbedingte Genehmigung der ihm vorgelegten konstitutionellen Artikel ab, und doch getraute sich diese Versammlung zu behaupten, daß ihr König frey wäre.

Während diese Auftritte zu Versailles vorfielen, bereitete man zu Paris der persönlichen Freyheit des Königs das Grab zu. Die treulosen französischen Gardisten hatten sich auf dem Greveplatze versammelt und verlangten nach Versailles. Die Bürgermiliz vereinigte sich mit ihnen, und der allgemeine Ruf war: nach Versailles! nach Versailles! Vergebens suchte sie La Fayette zurück zu halten. Er

mußte

mußte sich endlich selbst auf Befehl des Bürgerraths, an die Spitze von 40,000 Mann stellen, und sie nach Versailles führen.

Dieses Heer schwor dem Könige und der Nation treu zu verbleiben, und für die Wohnung des Monarchen Ehrfurcht zu tragen. La Fayette versicherte dieß dem Könige bey seiner Ankunft zu Versailles, und die königliche Familie die bis gegen 2 Uhr Morgens zwischen Tod und Leben schwebte, begab sich endlich zur Ruhe. **Ich weiß, daß man meinen Kopf verlangt**, sagt die Königinn; **aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und ich erwarte ihn standhaft. Niemals werde ich den König oder meine Kinder verlassen, und was für ein Schicksal dieselben auch treffen mag, so werde ich es mit ihnen theilen.**

Die tiefeste Ruhe herrschte im Schloß. Die königliche Familie lag in den Armen des Schlafes. Sie wußte nicht, daß das Mordschwert über ihrem Haupte schwebe, und der Meucheldolch schon gezückt war.

Die Pariser Bürgermiliz hatte sich in die Häuser der Bürger, und in die Kirchen einquartirt. Die Freudenmädchen hatten sich theils zwischen den Bürgersoldaten gelagert, theils brachten sie die Nacht bey den Mitgliedern der Nationalversammlung zu.

Gegen fünf Uhr Morgens erschallte es durch die Gassen von Versailles: **tödtet die**

Garde du Corps! tödtet die Garde du Corps! Der Haufen stürzt in verschiedenen Colonnen in der tiefsten Stille nach dem Schlosse zu, und die Bürgermiliz, die den feyerlichen Schwur gethan hatte, das Leben des Königs zu schützen, läßt ihn ungeahndet zum Mord der königlichen Familie hinziehen.

Die edlen **Gardes du Corps** verwehren dem mörderischen Haufen den Eingang in das Schloß; aber die vormalige französische Garde, welche nebst der Bürgermiliz das Gitter des zweyten Schloßhofes zu bewachen hatte, ließ die Mörder ohne Widerstand in den Pallast des Monarchen eindringen. Nun floß das Blut der getreuen **Gardes du Corps**. Der rasende Pöbel fiel über sie her, und steckte die blutigen Köpfe auf seine Piken. Er drang bis in das Vorgemach der Königinn, und Mord und Tod gieng vor ihm her. Man sagt, daß **Orleans** selbst die Mörder anführte, und ihnen den Weg zu den Zimmern der Königinn zeigte. Die tapfern **Gardes du Corps** vertheidigten ihren Posten, und dadurch gewann die unglückliche Königinn Zeit, sich nach dem Schlafzimmer ihres Gemahles zu retten. Die **Gardes du Corps** wurden endlich über den Haufen geworfen, und die Mörder drangen in das Schlafgemach der Monarchinn. Sie stürzen auf das Bett hin, und aus Wuth, daß ihnen das unschuldige Schlachtopfer entgangen

war,

war, durchbohrten sie das noch warme Bett der Königinn mit tausend Dolchstichen.

Nun eilten sie zum Schlafzimmer des Königs; aber die in dem sogenannten Ochsenauge, dem großen Vorsaale, befindlichen Gardes du Corps waren entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, bevor sie dem Haufen das Eindringen gestatteten. Endlich erschienen die Grenadiers der Bürgermiliz, und verjagten die Mörder aus dem Schlosse. **La Fayette** eilte herbey, und befreyte einen großen Theil der königlichen Leibwache, dem man eben die Köpfe abschlagen wollte, aus den Händen der Mörder. Er stellte die Ruhe zu Versailles her, und so schien die königliche Familie für diesesmal dem schwarzen Anschlage des **Orleans** entgangen zu seyn; aber sie entgieng ihm nur, um das Opfer einer noch weit schändlichern Blutsucht zu werden.

Der Pöbel, der nur immer das Organ des Complotes war, verlangte nun mit wildem Geschrey, daß der König mit ihm nach Paris komme, und der gute König, der nun keinen Willen mehr hatte, ließ sich sammt der königlichen Familie mitten unter Meuchelmördern, und einem wüthenden Pöbel, der die abgeschlagenen Köpfe der treuesten Diener des Monarchen auf Piken vor dem Wagen her trug, und umringt von einer Miliz, die das Panier des Aufruhrs aufgesteckt hatte, gleichsam gefangen nach Paris führen.

Er

Er verließ sein mit Blut beflecktes Schloß, und die Nationalversammlung, die es unter ihrer Würde hielt, ihn zu begleiten, und die zu allen Lasterthaten, die unter ihren Augen geschahen, nicht nur schwieg, sondern sie noch über dieß zu billigen schien. In so einer bemitleidenswerthen Lage hat sich noch kein König befunden! und welch' ein König! ein König, der aufrichtig sein Volk liebte, und der dem Wunsche, dasselbe glücklich zu machen, alles aufgeopfert hatte.

§. XII.

Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, jeden Nebenumstand von Uebermuth und Gewaltthätigkeit anzuführen, die ein zügelloser Pöbel, und ein Complot von Bösewichtern, die das königliche Ansehen an sich gerissen hatten, nun an ihrem rechtmäßigen Monarchen ausübten. Ich werde nur die vorzüglichsten ausheben, bis ich auf die schaudervolle Catastrophe kommet, die dem Maße ihrer teuflischen Entwürfe das Siegel aufdrückte.

Der König war nun in Paris; aber die Ruhe war nicht hergestellt; denn Ruhe gehörte nicht zum Plane der Factionsmänner. Das Volk brach zwar bey der Ankunft des Königs in ein Freudengeschrey aus, und selbst die Männer, die noch die abgeschlagenen Köpfe der **Gardes du Corps** auf ihren Piken trugen, rie-

fen:

sen: es lebe der König! es lebe die Königinn! aber konnte dieser Freudenruf wohl für einen Beweis von Liebe zu ihrem Könige gelten? Bald verbreiteten sich wieder die abgeschmackten Gerüchte von Gegenrevolution, von einer neuen Bartholomäusnacht, und die unwissenden Pariser glaubten alles. Die Gährung war wieder allgemein.

Indessen wurden die Gräuelthaten vom 5ten und 6ten Oct. näher bekannt. **La Fayette** entdeckte den ganzen Plan der Verschwornen. Der König hielt einen außerordentlichen Staatsrath, und **Orleans** bekam vom Könige Befehl, innerhalb drey Tagen Paris zu verlassen. Der Herzog, der wie alle Meuchelmörder zugleich feigherzig ist, warf sich dem Könige zu Füßen, und bath um Verzeihung. Der großmüthige König vergab ihm unter der Bedingung, daß er nach England reise: und Orleans reisete ab.

Ueber 300 der rechtschaffensten Mitglieder verließen nun die Nationalversammlung, weil sie nicht länger in einem Kreise von Meuchelmördern über das Wohl des bedrängten Vaterlandes arbeiten wollten; aber eben durch ihren patriotischen Austritt gewann die Partey der Verschwornen freyers Feld; denn die Gegenwart eines **Lally Tolendal**, eines **Mounier**, eines **Türkheim**, war für die schandvollen Plane eines **Mirabeau**, eines **Barnave**, eines **Biron**, eines **Liancourt** noch immer ein kleiner Zaum.

Man

Man nöthigte den König in einer Proclamation an die Provinzen zu erklären, daß er freywillig nach Paris gekommen, und daß er freywillig dort verbleiben wolle. Nun fieng auch die Verfolgung gegen die Geistlichkeit an. **An die Laterne mit den Tonsuren!** rief der Pöbel; denn man hatte ihn glauben gemacht, daß die Geistlichkeit an der Brodtheurung Schuld sey. Man schlug einem unschuldigen Becker den Kopf ab. Der König nahm sich der hinterlassenen Wittwe an, und schickte der Unglücklichen beträchtliche Summen.

Am 20. Nov. beschlossen alle Mitglieder der Nationalversammlung ihre silbernen Schuhschnallen zum Besten des Staats herzugeben. **Warum nicht lieber ihre Besoldung, sagt ein verdienstvoller Schriftsteller, die so drückend für den Staat ist, und täglich über 20000 Livres beträgt?** Jedermann gab nun seine Schnallen her, und wer sie nicht freywillig gab, dem nahmen die Patrioten sein Silber mit Gewalt weg.

Im Dez. ließ die Nationalversammlung das Verzeichniß aller Personen bekannt machen, welche einen Gnadengehalt aus dem königlichen Schatze zogen. Freylich waren die Summen ungeheuer, und der Unwürdigen, die sie genossen, war eine große Zahl: aber war dieß der Zeitpunct so ein Verzeichniß dem Volke bekannt zu machen? und konnte die Nationalversammlung dabey eine andere Absicht ha-

ben, als den Haß des Volkes gegen den König noch mehr aufzureitzen?

Am 4ten Febr. 1790 versuchte es der gute König, dem über die Unruhen des Reiches das Herz blutete, durch einen großmüthigen Schritt die Gemüther zu vereinigen. Er erschien in der Nationalversammlung, gab seine unbedingte Einwilligung zu den Gesetzen der neuen Constitution, versprach den gegebenen Gesetzen zu gehorchen, und erklärte diejenigen für seine persönlichen Feinde, die Feinde der Constitution seyn würden. Die ganze Versammlung brach in den lauten Freudenruf aus: **Hoch lebe der König, welcher sich den Gesetzen unterwirft.** Wer begreift den demüthigenden Sinn nicht, der für den König in diesen Worten liegt? Dieser Tag endigte mit einer großen und kostbaren Beleuchtung der Stadt: zu einer Zeit, wo das Volk über Hunger klagte. —

Wenige Tage darauf gaben die Demagogen dem Volke ein anders Schauspiel. Der unglückliche Favras wurde hingerichtet. Sein Verbrechen war, daß er den König den Händen seiner Tyrannen entreißen wollte. Sein letztes Wort auf dem Schaffot war eine Betheurung seiner Unschuld; a er der grausame Pöbel schrie: Saute marquis! und brach in lautes Hohngelächter aus. Seit seines Aufenthalts zu Paris fuhr der König zuweilen aus, um die öffentlichen Anstalten in Augenschein

zu

zu nehmen. Als er eines Tages nach der großen Spiegelfabrike in der Vorstadt St. Antoine fuhr, und das Volk sein vive le Roi! wiederholte, sagte der König zu seiner Gemahlinn: Es ist doch ein gutes Volk, wenn man es zu besuchen kommt. Eine Hofdame erwiederte; aber es ist ganz anders, wenn es kommt, um abzuholen. Das kommt daher, versetzte die Königinn, weil es dann durch fremden Einfluß geleitet wird.

Gegen den Juny verließ Ludwig XVI. seit dem October das erstemal Paris, und reisete nach St. Cloud, das nur eine kleine Meile davon entfernt liegt. Eine Luftveränderung war der königlichen Familie zu ihrer Gesundheit unentbehrlich; aber der Pöbel gerieth darüber in Gährung. Er hielt es für eine List, sich der Aufsicht der Parisermiliz zu entziehen, und den König heimlich aus dem Reiche weg zu führen.

Orleans war wieder nach Paris zurückgekommen. Der König empfieng ihn kalt, und die Königinn sprach gar nicht mit ihm. Er vertheidigte sich in einer Schutzschrift über die Auftritte vom 5. October, aber seine Vertheidigung machte ihn nur noch verdächtiger.

Am 14. Julius war der Tag, wo die Nation auf dem Märzfelde den Eid auf den Bundesalter ablegte. Der König, der in seinem Herzen manchem Artikel der neuen Constitution seinen Beyfall unmöglich schenken konnte, brach-

te der allgemeinen Ruhe auch dieses Opfer. Er legte den Eid ab. Dieser Eid lautete: **Ich, König der Franzosen, schwöre der Nation: alle die Macht, welche mir vermög des Gesetzes und der Constitution des Staates übertragen ist, zur Erhaltung der Constitution anzuwenden, und über die Ausübung der Gesetze zu wachen.**

Um das Volk noch mehr zu gewinnen, bediente sich der König an diesem feyerlichen Tage des Wagens, den er am Krönungstage gebrauchte. Die Königinn erschien dabey äußerst geschmackvoll, aber sehr einfach gekleidet. Ihre Kleidung war ganz weiß, mit vielen Perlen geschmückt; aber ohne alle Diamanten. Ihr Kopfputz war mit Federn, von den drey Nationalfarben geziert. Man gestand einhällig: daß sie niemals reitzender, niemals schöner und majestätischer ausgesehen habe, als an diesem Tage. — — Welche Uebergänge wirkt der Freyheitsschwindel nicht! Der an Prunk gewohnte Franzose fand nun eine einfache, bloß durch eigene Grazie erhobene Tracht reitzend und schön! — — —

Die Franzosen hatten sich am Bundesaltar Freundschaft und Bruderliebe geschworen; aber diese Schwüre galten nicht mehr als ihre Complimente. Ihr Geist schien seine Nahrung nur in der Unruhe zu finden, und die herrschende Partey gab diesem Geiste Nahrung. Seitdem **Orleans** zurück war, brach das Feuer des

Aufruhres wieder von allen Seiten hervor. Das Volk verlangte mit fürchterlichem Geschrey die Absetzung der Minister. Verjagt die Minister, rief es in den Thuillerien, oder wir bringen euch noch diesen Abend ihre Köpfe. Der König mußte seine treusten Diener entlassen, und dafür Glieder aus dem Jacobinerklub wählen. Die Subordination unter den See- und Landtruppen hatte aufgehört; die Schweitzerregimenter empörten sich gegen ihre Offiziere; das Volk wollte keine Auflagen bezahlen; denn zahlen vertrug sich nicht mit seinen Begriffen von Freyheit; die Jakobiner predigten überall Anarchie und Aufruhr; man hetzte das Volk wider das Chatelet auf, weil es die Orleans und Mirabeau als Theilnehmer der Mordthaten vom 5. October erkannte; die Insel St. Dominique hatte sich empört, und ein allgemeiner Bürgerkrieg war seinem Ausbruche nahe.

Necker, dem nun die Binde seines Stolzes von den Augen gefallen war, verlangte seinen Abschied, und die Nationalversammlung schlug, als sie seinen Brief las, ein lautes Hohngeschrey auf. Paris bezeugte über seine Entlassung eine außerordentliche Freude, und als er durch Vesoul reisete, wollte der Pöbel seinen vormaligen Abgott an die Laterne hängen. — — Die Nationalversammlung nahm nun das Geld der Staatskasse unter ih-

re eigene Leitung, und das war eigentlich, was sie schon lange wünschte. — —

§. XIII.

Die Lage des Königs konnte nicht trauriger seyn. Er sah sich mit jedem Tage einen andern Zweig der vollziehenden Gewalt aus den Händen reisten, und sich endlich bloß zum Figuranten eines tausendköpfigen Ungeheuers herab gewürdigt, das unter dem Vorwande, dem Reiche eine bessere Verfassung zu geben, an seinem gänzlichen Umsturze arbeitete.

Das Volk, das sich im Besitze der Souvränität fühlte, erlaubte sich nun die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten. Ein elender Bürgerrath wagte es, die Tanten des Königs auf ihrer Reise nach Italien anzuhalten, da sie doch vom Monarchen selbst die Erlaubniß und die Pässe zu ihrer Reise vorzeigten.

Am 28. Februar wollte der Pöbel, den der Orleanische Anhang täglich mehr und mehr aufwiegelte, mit Gewalt in die Thuillerien dringen. Mit vieler Mühe konnte La Fayette den mörderischen Haufen zurück halten. So viele Kränkungen, und der Mangel an nöthiger Bewegung untergruben endlich die Gesundheit des guten Königs. Er war vorher an das Reiten und Jagen gewöhnt, und so lang er diese Bewegung machen konnte, war seine Gesundheit fest und ununterbrochen. Aber nun,

da ihn die Pariser gleichsam gefangen hielten, war sein Körper übernatürlich fett geworden. Ludwig fiel in ein bedenkliches Fieber, das mit Blutspeyen verbunden war. Er genas endlich; aber nur um neue Leiden zu dulden.

Er mußte gelassen zusehen, daß der Pöbel das schöne Schloß des Prinzen Conde zu Chantilly zerstörte, und die Nationalversammlung diesen Prinzen und die Familie Polignac gänzlich beraubte. Man hatte ihm das schönste Vorrecht der Fürsten, das Recht der Begnadigung verurtheilter Verbrecher genommen, und man zwang ihn einen Brief an die auswärtigen Mächte zu schreiben, worinn er sich und sein königliches Ansehen selbst entehren mußte.

Am 17. April wollte er nach St. Cloud fahren, um dort mit seiner Familie die Osterferien zuzubringen. Der Pöbel verhinderte diese Abreise. Man überhäufte den Monarchen und seine Gemahlinn mit den niederträchtigsten Schimpfworten, und zwang sie nach den Thuillerien zurück zu kehren. Der König rief laut: **Man will also nicht zugeben, daß ich reise! es ist also nicht möglich, daß ich reise! wohlan, ich bleibe, weil ich muß.** Die große Seele der Königinn, die in Lebensgefahr immer einen Heldenmuth zeigte, ward von den Beleidigungen des niedrigsten Pöbels nun tief gebeugt: sie zerfloß in Thränen. Der beleidigte Monarch beklagte sich gegen die Nationalversammlung: aber er erhielt keine Genug-

 thuung.

thuung. Er durfte nicht abreisen, und doch war ihm durch die Constitution selbst bewilliget worden, sich 20 Meilen von der Hauptstadt entfernen zu dürfen. So spielten diese Bösewichter mit dem Worte Constitution.

Der leidende Monarch ward es endlich müde, länger in diesem Stande von schimpflicher Abhängigkeit zu leben. Er wollte sich den Gefahren entziehen, die täglich seinem und dem Leben seiner Familie droheten, und entfernte sich in der Nacht vom 20 zum 21. Julius in Geheim von Paris. Der Graf von Provence, der mit seiner Gemahlinn einen besondern Weg eingeschlagen hatte, entkam glücklich über die Gränzen, der unglückliche König aber wird sammt der Königinn, und seiner Familie zu Varenne gewaltsam angehalten, und gleich einem Gefangenen nach Paris zurück geführt.

Er ließ bey seiner Entfernung eine Proclamation an das französische Volk zurück, welche jedem unpartheyischen Gemüthe über die Lage des Reiches, und die Gewaltthätigkeiten der Nationalversammlung die Augen hätten öffnen sollen; aber das zu tief in Lastern versunkene Volk blieb blind.

Die Nationalversammlung riß nun auch die executive Gewalt an sich, die der unglückliche König nur zum Schein wieder erhielt, und das Volk schrie nun laut von Republik. Der König ward in den Thuillerien förmlich bewacht, und später hin entkam er diesem Gefängnisse

nur, um in ein weit schrecklicheres über zu gehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Feinde um seine Flucht wußten, und daß sie ihn vorsetzlich so weit kommen liessen, um ihn strafbar zu finden. Das Volk sah in seinem Könige nur einen Meineidigen, und nun war es dem Orleans ein Leichtes, auf diesen Volksbegriff die Ausführung des abscheulichsten aller Plane zu gründen.

§. XIV.

Wir sehen nun eine Kette von Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, deren letztes Glied der Mord des unschuldigen Königs ist. Man entzog dem Könige die süße Vaterpflicht, Erzieher seines Sohnes zu seyn, und übertrug die Ausbildung des Dauphins einem Jakobiner. Man nöthigte ihn, seinem wärmsten Freunde, dem Könige von Ungarn den Krieg anzukündigen. Als Oesterreichs Waffen glücklich waren, klagte man den unschuldigen König an, daß er den Anführern der Heere entgegen gesetzte, dem Staate nachtheilige Befehle ertheilte, und es mit den Feinden hielt. Man streuete das Gerücht von einem neuen Plane zur Flucht aus; Brissot behauptete, daß eine Oesterreichische Partey den König umgebe, und auf diese grundlose Anklage, nahm man dem König seine Leibgarde, und ließ ihn von der treulosen Bürgermiliz bewachen.

Die Nationalversammlung beschloß eine Bundesarmee von 20000 Mann um Paris zu versammeln, und die nicht beeidigten Priester zu verjagen. Der König sanctionirte beyde Decrete nicht, weil er das erste für die allgemeine Ruhe gefährlich, und das andere unmenschlich fand. Die herrschende Parten benutzte diese Verweigerung zum Zunder eines neuen Volksaufruhrs. Man erinnert sich noch der Pariserschandscenen vom 20. Juny, wo ein Haufen bewaffneter Bösewichter in die Thuillerien eindrang, die Thüren der königlichen Wohnzimmer mit Beilen einschlug, Kanonen bis in den Saal der Garde schleppte, dem geheiligten Haupte des Monarchen die Schandkappe der Jakobiner aufsetzte, und sich im Pallaste des Königs alle Ausschweifungen erlaubte, die eine wohllüstige, an Sitten verderbte Nation in ihrer Grausamkeit begehen kann.

Erst nachdem die königliche Familie lange genug zwischen Tod und Leben geschwebt hatte, erschien **Pethion**, um die Ruhe herzustellen; und dieser Mann getraute sich im Angesichte der ganzen Nationalversammlung zu behaupten, daß sich das Volk keine Ausschweifungen erlaubt habe.

Am 14ten July ward das Bundesfest erneuert. Man zwang den König abermal der Nation einen Eid zu schwören, die alle Bande des Gehorsams und der Achtung gegen ihren rechtmäßigen Monarchen zerrissen hatte, und

sich

sich einem Gesetze zu unterwerfen, das entweder ohnmächtig war, oder dessen Macht nur auf den Umsturz des Thrones zielte. Kurz, man ließ den König bey diesem Volksspektakel die herabwürdigste Rolle spielen, und um das Maaß des Spottes voll zu machen, verbrannte man auf einem feyerlich errichteten Scheiterhaufen, verschiedene Kronen, Ordensbänder und andere Attribute der königlichen Würde.

Schon gegen Ende Junius war la Fayette nach Paris gekommen, und hatte den Jakobinern bittre Wahrheiten gesagt. Dieser Schwärmer schien es nun zu spät zu bereuen: daß er den Saamen der Freyheit auf einen Boden verpflanzt hatte, der unwürdig war, ihn zu empfangen. Er sprach nun für die Rechte des Königs, die er vorher selbst unterdrücken half; aber la Fayettes Worte galten für keine Orakelsprüche mehr. Er hatte vom Glücke zu sagen, daß er den Dolchen entgieng, die schon wider ihn gezückt waren, und mußte zuletzt sein Heil in der Flucht suchen.

Der wüthende Volkshaufen, das getreue Organ der Jacobiner drang auf la Fayettes Verurtheilung und auf die Absetzung des Königs. Die noch wenigen redlichen Mitglieder der Nationalversammlung geriethen in Furcht, und die Jakobinerpartey, die nun das volle Uebergewicht bekam, eilte mit Riesenschritten zur Ausführung ihres schändlichen Endzweckes.

Man

Man entfernte die Linientruppen aus Paris, und ließ unter dem Titel von Marseiller-Föderirten eine Bande gedungener Mörder kommen, die am 30. Julius ihren Einzug nach der Hauptstadt schon mit Grausamkeiten begangen. Am 10. August rückte ein Haufen von 60,000 bewaffneten Menschen nach den Thuillerien. Die tapfern Schweizer, die noch einzigen getreuen Anhänger des Königs, wurden zum Opfer der Pöbelswuth. Das königliche Schloß ward gestürmt und geplündert. Der König floh mit seiner Familie in die Nationalversammlung, und warf sich selbst dem Ungeheuer in die Arme, das nach seinem Blute dürstete. Anstatt ihren guten König in Schutz zu nehmen, suspendirte ihn die Versammlung, und ließ ihn unter dem Hohngelächter eines zügellosen Pöbels sammt der königlichen Familie nach dem Tempel führen.

Man gab nun den Decreten, welchen der gerechte König die Sanctionirung versagte, die gesetzliche Kraft. Die Nationalversammlung ward in ein anders Ungeheuer, in einen Nationalconvent umgeschmolzen, und dieser Convent war es, der sich zugleich zum Kläger und Richter des unglücklichen Königs aufwarf, und sein unschuldiges Blut verspritzte.

Vom Tage der Gefangennehmung des Königs glich Paris einer Mördergrube. Täglich fand man ermordete Menschen auf den Strassen, und darunter die würdigsten Männer, und

selbst

selbst einige Mitglieder der vorigen Nationalversammlung, die zu warm für die Rechte des Königs gesprochen hatten. Man entriß der Königinn die Prinzessinn Lamballe, die treue Gefährtinn ihrer Schicksale, und schleppte sie nach dem Gefängnisse. Allein der mörderische Pöbel wollte Menschenblut in noch größern Zügen trinken.

Er drang am 2. Sept. in abgetheilten Haufen in die Staatsgefängnisse, und mordete die unglücklichen Opfer einer partheyischen Gerechtigkeit. Der unschuldigen Fürstinn Lamballe wurde das Haupt abgeschlagen, und ihr Körper ward nakt durch alle Strassen geschleppt. Der Erzbischof von Arles und mehrere hundert andere Menschen fielen durch die Piken dieser gedungenen Mörder, und dieß war das blutige Vorspiel zu der schaudervollsten aller Catastrophen. Am 4. Sept. erklärte der Nationalconvent den König des Thrones verlustig, und am 3. Dez. ward entschieden, daß Ludwig XVI. vor das Gericht gezogen werde, und daß seine Ankläger zugleich seine Richter seyn sollten. Seiner Unschuld bewußt, erschien der gute König am 11. vor den Schranken, und beantwortete die vorgelegten Fragen mit einer Würde und Standhaftigkeit, die seine Feinde beschämte. Aber was nützt dem Lamme seine Unschuld, wenn Wölfe und Tieger seine Richter sind?

Man

Man hatte ihm auf sein Verlangen Sachwalter zugestanden. Es waren die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze. Sie bewiesen am 26. die Unschuld des Königs, und die Unverletzbarkeit seiner Person aus der Constitution selbst. Ihr Bürger, sagte der König, man hat euch nun meine Vertheidigung vorgelegt; ich werde nicht wiederholen, was man schon gesagt hat. Indem ich vielleicht zum letztenmale vor euch spreche, erkläre ich nur, daß ich mir nichts vorzuwerfen vermag, und meine Sachwalter die Wahrheit ausgesagt haben. Niemals scheute ich mich mein Betragen öffentlich untersuchen zu lassen. Aber mein Herz ist schmerzlich verwundet, in der Anklage den Vorwurf zu finden, daß ich das Blut des Volkes hatte vergießen wollen. Ich gestehe, daß die vielfältigen Beweise von der Liebe zu meinem Volke, denjenigen, der sich selbst ausgesetzt hatte, um dessen Blut zu schonen, gegen einen solchen Vorwurf auf immer verwahren zu müssen schienen.

Nach so einer Erklärung und solchen Beweisen hoffte man noch immer die Rettung des Königs. Die Standhaftigkeit bey seinem Verhör schien einen guten Theil des Volkes zu billigern Gesinnungen umgestimmt zu haben, und man glaubte, selbst in der Politik und dem wahren Interesse des Nationalconvents einen Grund zu dieser Hoffnung zu finden.

Aber

Aber der 19. Jäner schlug diese Hoffnung nieder. Die blutdürstigen Richter brachen den Stab über das Leben ihres Königs, und selbst ein Orleans, der erste Prinz vom Geblüte stimmte für den Tod seines Monarchen. Am folgenden Tage kündigten die Minister dem Könige das Todesurtheil an, und am 21. fiel das geheiligte Haupt des schuldlosen, erhabenen, und aller Verehrung würdigen Monarchen.

So ungerecht das Todesurtheil war, so grausam war die Art seiner Vollziehung. Man gestattete dem unschuldigen Könige nicht den Aufschub von drey Tagen, die er zu seiner Bereitung zum Tode verlangte; man beruhigte ihn nicht über das fernere Schicksal seiner unglücklichen Familie, und man errichtete, um sein edles Herz noch mehr zu zerfleischen, das Blutgerüst an der Stelle, wo einst die Ehrensäule seines Großvaters stand. Franzosen! ich sterbe unschuldig, (waren seine letzten Worte) Von diesem Schaffote, in dem Augenblicke, da ich bereit bin vor Gott zu erscheinen, sag ich euch diese Wahrheit! Doch ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich — — Hier unterbrach ein Tromelgewürbel den König, und das Haupt des Gerechten fiel. — —

Ich ziehe den Vorhang vor diese Gräuelthat, die selbst ein barbarisches Jahrhundert gebrandmahlet hätte, und die der Menschenfreund nicht nur aus den Jahrbüchern Frank-

reichs,

reichs, sondern selbst aus der Geschichte der Menschheit hinweg wünschet.

Der unschuldig geopferte Monarch hinterließ folgendes Testament, mit dem ich diese Lebensgeschichte beschliessen will. Es trägt ganz das Gepräge seiner Frömmigkeit und Herzensgüte; aber es zeugt zugleich von der unmenschlichen Grausamkeit seiner Feinde. Der erste König der Erde, der über Millionen gebiethen konnte, hatte nun nicht einmal eine kleine Summe für sich, die Dienste seines ihm bis in den Tod getreuen Kammerdieners zu belohnen. Seine Mörder waren zugleich seine Räuber. — — Alles raubten sie ihm, Krone, Schätze, und Leben, und sogar die süße Empfindung, vor seinem Tode noch wohl zu thun.

Testament,

welches Ludwig XVI. vor seinem Ende dem Pariser Gemeinderath zustellen ließ.

„Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, des Vaters, Sohns und heil. Geistes. Heute, den 25. Dez. 1792. da ich Ludwig, meines Namens der sechszehnte König von Frankreich, seit mehr als 4 Monaten mit meiner Familie in dem Temptelthurme eingesperrt bin, und zwar durch diejenigen, so ehedem meine Unterthanen waren; da ich überdieß aller Gemeinschaft,

und

und seit dem 11. laufenden Monats sogar der Gemeinschaft mit meiner Familie beraubt und in einem Prozesse verwickelt bin, dessen Ausgang man wegen der verschiedenen Leidenschaften der Menschen unmöglich voraussehen kann, und für welchen man weder Vorwand noch Ursache in einem bestehenden Gesetze findet, und da mir, außer Gott, kein Zeuge meiner Gedanken übrig bleibt; so erkläre ich in dessen Gegenwart meinen letzten Willen und meine Gesinnungen. Meinem göttlichen Schöpfer empfehle ich meine Seele. Ich bitte ihn, dieselbe in seine Barmherzigkeit aufzunehmen und sie nicht nach ihren Verdiensten zu richten, sondern durch die Verdienste unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, welcher sich seinem göttlichen Vater für uns Menschen zum Opfer gegeben hat, obgleich wir, und ich besonders, dessen unwürdig sind."

„Ich sterbe in der Vereinigung unserer heiligen Mutter, der römisch-katholisch-apostolischen Kirche, deren Macht von einer ununterbrochenen Nachfolge des heil. Petrus, dem Jesus Christus dieselbe anvertrauet hatte, herrührt."

„Ich glaube festiglich, und bekenne alles, was in dem Glauben, in den Geboten Gottes und der Kirche, in den heil. Sakramenten und Geheimnissen enthalten

ist, so wie die katholische Kirche dieselbe lehret und allzeit gelehret hat. Nie dachte ich darauf, mich in den verschiedenen Auslegungen der Lehren, so die Kirche Jesu Christi spalten, zum Richter aufzuwerfen; sondern ich habe mich allzeit gehalten, und werde mich, wenn Gott mir das Leben läßt, immerfort an die Entscheidungen halten, so die mit der heil. katholischen Kirche verbundenen Kirchenhirten, nach der seit Jesus Christus befolgten Kirchenlehre gegeben haben, und ferner geben werden. Ich bedaure aus ganzem Herzen unsere Brüder, die im Irrthume seyn mögen; allein, ich will sie nicht richten, und liebe sie nichts destoweniger in Jesus Christus, nach demjenigen, was die christliche Liebe uns lehret. Ich bitte Gott um Verzeihung aller meiner Sünden; ich habe mein Innerstes erforscht, um sie zu erkennen, sie zu verabscheuen und mich in seiner Gegenwart zu demüthigen. Da ich den Dienst eines katholischen Priesters entbehren muß, so bitte ich Gott, daß er meine Beicht, und besonders meine tiefe Reue darüber annehme, wo ich meinen Namen (obgleich wider meinen Willen) unter Verfügungen gesetzt habe, welche der Disziplin und dem Glauben der kathol. Kirche, der ich allzeit herzlich treu geblieben bin, zuwider laufen mögen. Ich bitte Gott, er wolle meinen fe-

sten

sten Entschluß annehmen, daß, wenn er mir das Leben läßt, ich mich baldmöglichst eines katholischen Priesters bedienen werde, um mich über alle meine Sünden anzuklagen und das Sakrament der Buße zu empfangen."

„Ich bitte alle diejenigen, die ich unwissend beleidigt, (denn ich erinnere mich nicht, jemanden geflissentlich eine Beleidigung zugefügt zu haben;) oder jene, denen ich böse Beyspiele oder Aergernisse gegeben haben dürfte, mir das allenfalls zugefügte Uebel zu verzeihen. Ich bitte alle liebreiche Herzen, ihr Gebeth mit dem meinigen zu vereinigen, damit ich von Gott die Verzeihung meiner Sünden erhalte."

„Ich verzeihe denjenigen von ganzem Herzen, die meine Feinde geworden sind, ohne daß ich ihnen den mindesten Anlaß gegeben habe. Ich bitte Gott, ihnen sowohl, als denjenigen zu verzeihen, die mir durch einen falschen oder übelverstandenen Diensteifer viel Böses gethan haben."

„Ich empfehle Gott meine Gattinn, meine Kinder, meine Schwester und meine Muhmen, imgleichen diejenigen, die mit mir durch das Band des Blutes, oder auf irgend eine andere Art verbunden sind. Ich bitte Gott besonders, er möge die Augen seiner Barmherzigkeit auf meine Gattinn, meine Kinder und meine Schwester werfen,

welche schon lange mit mir leben; er wolle dieselben durch seine Gnade unterstützen, wenn sie mich verlieren, und so lang sie auf dieser vergänglichen Welt bleiben werden."

„Meiner Gattinn empfehle ich meine Kinder. Nie zweifelte ich an ihrer mütterlichen Zärtlichkeit gegen dieselben. Besonders empfehle ich ihr, gute Christen und ehrliche Menschen aus ihnen zu bilden; ihnen die Herrlichkeiten dieser Welt (wenn sie dazu verurtheilt seyn sollten,) blos als gefährliche und vergängliche Güter vor Augen zu stellen, und ihre Blicke allein auf die einzige feste und dauerhafte Glückseligkeit der Ewigkeit zu richten. Ich bitte meine Schwester, ihre Zärtlichkeit gegen meine Kinder fortzusetzen, und ihnen an Mutterstatt zu dienen, wenn sie das Unglück haben sollten, die ihrige zu verlieren."

„Ich bitte meine Gattinn, mir alles, was sie für mich leidet, und den Verdruß, den ich ihr etwan während unserer Vereinigung verursachet haben möchte, zu verzeihen, so wie sie versichert seyn kann, daß ich ihr nichts nachhalte, im Falle sie glauben sollte, sich etwas vorzuwerfen zu haben."

„Ich empfehle meinen Kindern auf das dringendste, nach demjenigen, was sie Gott schuldig sind, welches jederzeit über alles gehen muß, unter sich immerfort vereinigt, ihrer

ihrer Mutter untergeben und gehorsam zu verbleiben, wie auch für alle ihre Sorgfalt und Mühe, welche sie für sie verwendet, und zwar zu meinem Andenken, erkenntlich zu seyn. Ich bitte sie, meine Schwester als eine andere Mutter zu betrachten."

„Ich empfehle meinem Sohne, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, zu bedenken, daß er sich ganz der Wohlfahrt seiner Mitbürger widmen müsse; daß es Pflicht sey, Haß und Rache bey Seite zu setzen, uud namentlich alles, was sich auf das Unglück und auf den Verdruß, so ich erleide, bezieht; daß er das Glück der Völker nur dadurch befördern kann, wenn er nach den Gesetzen regiert; daß aber auch ein König diesen Gesetzen keine Achtung verschaffen und das Gute, was sein Herz wünschte, nicht wirken kann, wenn er die nöthige Gewalt nicht besitzt, und daß, wenn er in seinem Unternehmen gebunden ist, und keine Ehrfurcht einflößt, er dem Staate mehr schadet als nützet. Ich empfehle meinem Sohne, für alle Personen zu sorgen, welche in meinen Diensten standen, und zwar in so weit, als die Umstände, worinn er sich befinden wird, ihm das Vermögen dazu geben. Ich empfehle ihm, zu bedenken, daß es eine heilige Schuld ist, so ich gegen die Kinder oder Verwandten derjenigen übernommen habe, die für mich ge-

storben, oder meinetwegen unglücklich geworden sind."

„Ich weis, daß unter den in meinen Diensten gestandenen Personen einige sind, die sich gegen mich nicht, wie sie sollten, betragen, und die sich sogar undankbar bezeigt haben; allein, ich verzeihe ihnen: (oft ist man in diesen Augenbliken der Unruhe und Gährung nicht Herr über sich selbst:) und ich bitte meinen Sohn, wenn sich die Gelegenheit dazu finden sollte, nur ihr Unglück in Erwägung zu ziehen."

„Hier wünschte ich, denjenigen meine Erkenntlichkeit bezeigen zu können, welche eine wahrhafte Zuneigung und Uneigennützigkeit gegen mich an Tag gelegt haben. Wenn ich einer Seits durch die ausschweifende Undankbarkeit derjenigen Leute empfindlichst betroffen ward, gegen welche sowohl, als gegen ihre Verwandte und Freunde mein Betragen nichts als eine Kette von Wohlthaten war; so genoß mein Herz auf der andern Seite den Trost, die Zuneigung und den uneigennützigen Antheil wahrzunehmen, den viele Personen mir bezeigt haben. Ich bitte sie, dafür meinen Dank anzunehmen. In der gegenwärtigen Lage der Sachen würde ich befürchten, dieselben in Gefahr zu setzen, wenn ich mich deutlicher erklärte; ich empfehle es aber meinem Sohne besonders an, Gelegenheit

hervorzusuchen, um diese Personen ausfindig zu machen."

„Gleichwohl würde ich glauben, die Gesinnungen der Nation zu verläumden, wenn ich die Herren Chamilly und Hüe meinem Sohne nicht offenbar anempfähle, welche sich aus wahrer Zuneigung für mich entschlossen haben, sich mit mir in diesem traurigen Aufenthalte einzusperren, und beynahe unglückliche Opfer ihrer Gesinnung geworden wären. Auch empfehle ich ihm den Clery, dessen Sorgfalt ich nicht genug loben kann. Da dieser bis zum Ende bey mir geblieben ist, so ersuche ich die Herren von der Gemeinde, ihm meine Kleidungsstücke, meine Sackuhr, meine Börse und die übrigen kleinen Effekten, die in dem Gemeinderathe hinterlegt worden sind, zuzustellen."

„Ich verzeihe auch noch sehr gern allen denjenigen, welche die üblen Behandlungen und den Zwang, deren sie sich gegen mich bedienten als lobwürdig ansahen. Ich fand einige empfindsame und mitleidige Seelen. O möchten diese der Ruhe in ihrem Herzen genießen, die ihre Denkungsart ihnen gewähren muß. Ich bitte die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze, hier allen meinen Dank und den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit für alle die Mühe und

Sorg-

Bayerische Staatsbibliothek München

Sorgfalt anzunehmen, welche sie sich für mich gegeben haben."

„Endlich erkläre ich vor Gott, in dem Augenblicke, da ich vor ihm zu erscheinen bereit bin, daß ich mir keines von den Verbrechen vorzuwerfen habe, die man gegen mich aufbringt. Gegeben im Tempelthurme den 25. Dez. 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph,

Lebensgeschichte Ludwig XVI. Königs von Frankreich

Wien 1793

Gall.g. 546
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10418071-5
VD18 11543477